1,70 DM / Band 15
Schweiz Fr 1.80 / Österr. S 13.-

BASTEI

NEU



DER HEXER

Die phantastischen Abenteuer des Robert Craven

Wo die Nacht regiert

Das verlorene Reich im Meer



Frankreich **F 5,50** / Italien **L 1500** / Niederlande **f 2,15** / Spanien **P 115**



Band 15

Wo die Nacht regiert

Jenseits des zollstarken Glases herrschte immerwährende Nacht. Manchmal bewegten sich Schatten durch die Finsternis; große Dinge, die sich dem Auge nicht genau zu erkennen gaben, aber bedrohlich und böse wirkten. Dann wieder war es die Schwärze selbst, die sich bewegte: ein schwerfälliges, mühsames Wogen und Gleiten, als wäre sie selbst ein sonderbares, finsteres Ding.

Nemo schauderte. Es war kalt geworden im Salon der NAUTILUS; so kalt, daß sein Atem als flüchtiger grauer Nebel vor seinem Gesicht erschien. Das Wasser, das zu Millionen und Abermillionen Tonnen auf dem stählernen Leib der NAUTILUS lastete, saugte die Wärme aus dem Schiff. Aber es war nicht allein die Kälte, die ihn frösteln ließ. Sie würden nicht erfrieren. Sie würden tot sein, lange

bevor die Temperaturen an Bord der NAUTILUS so tief gesunken waren, daß ein Leben an Bord des verlorenen Schiffes unmöglich wurde...

Die Welt des Hexers

An einem dunklen See in Schottland wird das Mädchen Jennifer, einem alten Ritus gehorchend, dem Fischgott DAGON zum Opfer gebracht. Er ist einer der Priester aus der Vergangenheit, die den Thul Saduun huldigten, einer Dienerrasse der GROSSEN ALTEN, und die er verriet. Nun bangt Dagon, daß die Thul Saduun erwachen und ihn bestrafen könnten. So schafft er sich ein Heer aus schrecklichen Fischwesen – seinen Kindern. Auch Jennifer – wie die Mädchen vor ihr – tötet er nicht, sondern macht sie zu seiner Braut.

Außerdem plant Dagon, ein gewaltiges Schiff zu bauen: seine Festung gegen die Thul Saduun. Dazu bedient er sich menschlicher Sklaven; die Frachtschiffe der Reederei Scotia bringen die benötigten Bauteile aus aller Welt herbei. Doch diese Aktivitäten bleiben nicht unentdeckt. Plötzlich stellt sich ein neuer Feind dem Fischgott: ein metallenes Ungeheuer, über achtzig Yards lang, versenkt zwölf der Scotia-Frachter und ein Küstenwachschiff, das das vermeintliche Ungeheuer angreift. Es ist die NAUTILUS. Kapitän Nemos legendäres Unterseeboot! Mittlerweile ist auch Robert Craven auf Dagons Spur gestoßen. Im Büro des Scotia-Eigners findet er das Modell der DAGON, dem Schiff des Fischgottes. Doch als er zusammen mit seinem Freund, Kapitän Bannermann, dem Geheimnis auf den Grund gehen will, schlägt Dagon zurück – Bannermann wird entführt.

Robert wendet sich an eine in Aberdeen stationierte Marineeinheit. Fregattenkapitän Spears sagt ihm Unterstützung zu. Bei den Ermittlungen werden sie von Dagons Kindern angegriffen – und im letzten Moment von Nemo und seinen Männern gerettet. Spears ist von Haß gegen Nemo erfüllt – auf dem Küstenboot, das die NAUTILUS versenkte, befand sich sein Bruder. Spears wird in sicheren Gewahrsam gebracht, kann aber fliehen und sich an Bord des Unterseebootes stehlen.

Inzwischen wird Robert in Nemos Pläne eingeweiht. Es stellt sich heraus, daß die beiden einen gemeinsamen Bekannten besitzen – Howard Lovecraft! Robert weiß nicht, daß sich sein Freund schon an Bord befindet – in eine luftdichte Tiefseemontur gehüllt. Howard ist

von der Tollwut befallen; er hat nur noch kurze Zeit zu leben.

Robert wird oberhalb des schottischen Sees abgesetzt – er will Kapitän Bannermann finden und aus Dagons Händen befreien. Ihm bleiben nur 24 Stunden, dann will Nemo den Fischgott angreifen und dessen unterseeisches Reich zerstören.

Doch Robert Craven wird gefangen genommen. Und muß erkennen, daß Dagon keineswegs sein Feind ist, sondern sich nur gegen die Thul Saduun wappnet, die von einer geheimnisvollen Macht durch das Öffnen von sieben Toren, hinter denen sie gefangen sind, befreit werden sollen.

Doch bevor sich die Fronten klären können, greift die NAUTILUS an! In dem entstehenden Chaos kann Robert zusammen mit Jennifer entkommen. Die NAUTILUS jedoch sinkt plötzlich auf Grund – Spears rächt den Tod seines Bruders und löst eine Explosion an Bord des Unterseebootes aus...

* * *

Seufzend trat Nemo von der riesigen, runden Scheibe zurück, die wie ein übergroßes Auge die Stahlwandungen des Schiffes durchbrach, schlug die Hände um die Oberarme und wandte sich mit einem Ruck ab. Die beiden Männer, denen er die letzten Stunden schweigend zugesehen hatte, waren gegangen; er war allein im Salon des Schiffes. Allein mit sich und seinen Gedanken, seiner Furcht.

Seltsam – er hatte niemals Angst gehabt, obgleich er nicht das erste Mal in einer Situation war, aus der es scheinbar keinen Ausweg mehr gab und in der jeder andere aufgegeben hätte.

Jetzt hatte er Angst; mehr Angst, als je zuvor in seinem Leben.

Und er durfte sie weniger zeigen als je zuvor.

Wieder blickte sich der schlanke, ausgezehrt wirkende Mann in der Zentrale des Schiffes um, warf einen neuerlichen Blick auf das runde Sichtfenster und trat dann an das hufeisenförmige Pult, an dem die beiden Mechaniker die letzten Stunden wie besessen gearbeitet hatten.

Nicht, daß es einen sichtbaren Erfolg gehabt hätte; im Gegenteil. Das mit Schaltern, Knöpfen und verwirrend aussehenden Skalen und Anzeigeinstrumenten übersäte Pult war ein einziges Chaos. Was

Spears mit seinem sinnlosen Angriff nicht zerstört hatte, das hatten die beiden Mechaniker herausgenommen oder zum Teil demontiert. Die Abdeckplatte mit den schweren messingfarbenen Nieten war zerborsten; aus dem gezackten Loch quollen bunte Leitungen und Drähte wie mechanische Eingeweide. Wie um das Bild perfekt zu machen, war eine Leitung geborsten: dunkles Öl tropfte aus den zerrissenen Enden wie dickflüssiges Blut. Das Gehirn der NAUTILUS war zerstört. Vielleicht für immer.

Die beiden Mechaniker hatten kaum ein Wort geredet; mit Ausnahme der Bemerkungen, die sie ab und zu austauschten, oder der gelegentlichen Bitten an ihn, das eine oder andere Instrument zu betätigen, damit sie seine Funktion prüfen konnten. Aber er hatte in ihren Gesichtern gelesen.

Und was er gesehen hatte, entsetzte ihn. Trotzdem hatte er sich beherrscht und die bohrenden Fragen, die ihm auf der Zunge lagen, heruntergeschluckt. Die beiden Mechaniker verstanden ihr Handwerk, wie alle seine Leute. Wenn es jemanden gab, der aus dem Gewirr von zerborstenem Glas und Metall wieder eine funktionstüchtige Maschinerie machen konnte, dann sie.

Das leise Scharren eines aufgleitenden Schottes riß ihn aus seinen Gedanken. Nemo fuhr hoch, drehte sich mit einer fast schuldbewußten Bewegung um und lächelte unwillkürlich, als er die beiden ungleichen Gestalten in den monströsen Tauchermonturen erblickte, die den Salon betreten hatten. Die größere von beiden trat ohne ein weiteres Wort zum Sichtfenster und blickte hinaus, während die andere, kleinere, einen beinahe flüchtigen Blick auf das zertrümmerte Pult warf und dann auf ihn zuging. »Nun?«

Nemo registrierte das Dutzend unausgesprochener Fragen, das in diesem so harmlos klingenden Wort verborgen war. Er seufzte, schüttelte den Kopf und ließ sich mit einer erschöpften Bewegung in einen Sessel fallen.

»Wir müssen abwarten«, sagte er stockend. »Sie werden es schaffen.«

Der Mann in der Tauchermontur legte den Kopf auf die Seite. Selbst hinter dem spiegelnden Glas des Helmes war der besorgte Ausdruck auf seinen Zügen überdeutlich zu erkennen. »Ist das das, was sie sagen – oder was du hoffst?« fragte er.

Nemo lachte leise. »Macht das einen Unterschied?«

Der Mann in der Tiefseemontur blickte ihn an, dann schüttelte er den

Kopf und lachte seinerseits. »Nein«, murmelte er. »Ich hätte es nur gerne gewußt, das ist alles.«

»Wir haben eine gute Chance«, antwortete Nemo, nachdem er eine Zeitlang an dem Riesen in der Tauchermontur vorbei in die Unendlichkeit jenseits des Glases geblickt hatte. »Unsere Lebensmittel reichen für Monate, und die Lufttanks sind voll.«

Der Mann in der Tauchermontur antwortete nicht gleich, aber der Ausdruck in seinen dunklen, von einem Netz winziger Fältchen umgebenen Augen, wurde noch besorgter. »Wie lange reicht unsere Atemluft?«

Nemo seufzte. »Eine Woche. Vielleicht acht Tage.«

»Nur soviel Zeit wernse uns nich lassn«, nuschelte der Mann am Fenster.

Nemo wollte widersprechen, aber er kam nicht dazu, denn im gleichen Moment ging ein tiefer, knirschender Laut durch das Schiff, gefolgt von einer spürbaren Erschütterung, die die Gläser auf dem Tisch vibrieren ließ.

Keiner der drei sagte ein Wort, aber jeder wußte, was der andere dachte. Es war nicht das erste Mal, daß sie diesen Laut hörten. Einen Laut, der an das Geräusch erinnerte, mit dem gewaltige Zähne über den stählernen Rumpf der NAUTILUS scharren mochten...

* * *

Das Boot war nicht gekommen.

Ich war zurück zur Küste gegangen und hatte den gefährlichen Abstieg über die Steilwand ein zweites Mal gewagt, aber seither waren mehr als zehn Stunden vergangen, und der Ozean war leer geblieben; Nemos Boot, das mich spätestens zur Mittagsstunde wieder abholen sollte, war nicht aufgetaucht. Jetzt befand ich mich auf dem Rückweg nach Firth'en Lachlayn. Und zu Severals Haus.

Der Ort hatte sich abermals verändert, als ich den Hügel überwand und die kleine Ansammlung niedriger Häuser unter mir liegen sah. Hinter den meisten Fenstern brannte jetzt Licht, und auf dem rechteckigen Platz im Zentrum der Stadt flackerte ein gewaltiges Feuer, dessen Schein die hereinbrechende Dämmerung über der Stadt

mit Blut durchwob.

Ich näherte mich der Stadt sehr vorsichtig, denn ich konnte nicht darauf hoffen, einfach hineinspazieren zu können, ohne daß mich jemand erkannte. Firth'en Lachlayn war ein Ort von gut hundert Seelen: groß genug, um als Fliegendreck auf einer Landkarte auftauchen zu können, aber klein genug, daß jeder den anderen kannte.

Mein Gepäck hatte ich unweit des Ortsrandes in einem Gebüsch versteckt und trug jetzt nur noch meinen Stockdegen bei mir. Diesmal hatte ich alles von Nemos Ausrüstung mitgenommen, was ich tragen konnte – darunter auch vier Reservepatronen für das Oxygengerät. Der Gedanke, noch einmal in diesen verfluchten See hinabsteigen zu sollen, ließ mich schier zu Eis erstarren, aber ich hatte das sichere Gefühl, es zu müssen. Nemo war kein Mann, der mich einfach vergessen würde. Wenn er nicht kam, dann konnte er nicht kommen.

Flüchtig dachte ich an das letzte Bild, das ich von der NAUTILUS in Erinnerung hatte: ein Tod und Vernichtung speiendes Ungeheuer, das wie ein Rachegott über der unterseeischen Stadt erschienen war. Der Gedanke, daß diesem Ungeheuer aus Stahl und geballter Kraft irgend etwas zugestoßen sein sollte, erschien mir schlichtweg absurd.

Aber schließlich war Dagon ein Gott.

Ich verscheuchte den Gedanken, richtete mich hinter meiner Deckung auf und ging, schnell, aber nicht so hastig, daß ich bei einem eventuellen Beobachter Mißtrauen erwecken konnte, weiter. Die ersten Häuser tauchten rechts und links der Straße auf, und in das entfernte Murmeln der Brandung mischte sich ein anderes, dunkleres Raunen, wie das Murren einer großen Menschenmenge. Ich dachte an das Feuer, das ich von der Höhe aus beobachtet hatte, und schauderte.

Langsam näherte ich mich dem Zentrum des Dorfes. Das Stimmengemurmel nahm zu, und nach einer Weile gewahrte ich den blutigroten Widerschein des Feuers wie flackernde dünne Linien, die die Kanten und Dächer der Häuser nachzeichneten.

Abermals blieb ich stehen. Several Bordens Haus lag auf der anderen Seite des Marktplatzes, aber es war der einzige Ort, an den ich gehen konnte; wenigstens im Moment. Ich war mir bis zu dem Augenblick, in dem ich mir eingestanden hatte, daß das Boot nicht mehr kommen würde, nicht einmal der Tatsache bewußt gewesen, daß diese halb verrückte Frau in weitem Umkreis der einzige Mensch war, von dem

ich Hilfe erwarten konnte. Ich hatte nicht einmal das Geld für eine Bahnkarte, um nach Aberdeen zurückzukehren. Geschweige denn nach London. Und unabhängig davon konnte ich unmöglich hier weg, ehe ich nicht wußte, was mit Bannermann geschehen war. Oder mit der NAUTILUS.

Mißtrauisch sah ich mich um, aber ich war noch immer allein. Die Straße lag leer und dunkel vor mir, und selbst in den Häusern, in denen Licht brannte, rührte sich niemand. Offenbar war die gesamte Bevölkerung des Ortes auf dem Marktplatz zusammengekommen, um – ja, was eigentlich? – zu tun? Ich ging weiter, wechselte auf die andere Straßenseite, denn die Schatten waren dort ein wenig tiefer, und näherte mich dem Marktplatz.

Ich war auf vieles vorbereitet gewesen, aber das, was ich schließlich sah, ließ mich trotzdem abrupt innehalten. Die gesamte Einwohnerschaft von Firth'en Lachlayn war auf dem Platz zusammengeströmt. Ich sah an die zweihundert Personen; Männer, Frauen, aber auch Kinder und alte Leute, die kaum noch die Kraft zu haben schienen, auf den Füßen zu stehen. Einige der Frauen trugen sogar Säuglinge auf den Armen. Im Zentrum des Platzes loderte ein gewaltiges Feuer. Der Scheiterhaufen war auf gut doppelte Mannshöhe aufgetürmt worden, und die Flammen loderten noch dreimal so hoch. Funken stoben in glühenden Schwärmen aus dem brennenden Stapel, und selbst die Luft schien von einem rötlichen Glühen erfüllt zu sein. Es sah aus, als brenne der Himmel über der Stadt.

Vorsichtig trat ich auf den Platz hinaus, achtete aber sorgsam darauf, im Schatten zu bleiben, so daß ich von den Leuten vor mir, deren Augen ohnehin an das grelle Licht des Feuers gewöhnt waren, nicht gesehen werden konnte. Mir war nicht ganz klar, was diese Männer und Frauen taten; eine Anzahl von ihnen hatte sich an den Händen ergriffen und bildete einen weiten Kreis um das Feuer, als warteten sie auf ein geheimes Zeichen, um einen Tanz zu beginnen. Andere wiederum standen einfach da und blickten in die Flammen oder zu Boden, und noch immer hörte ich diesen dumpfen, an- und abschwellenden Singsang.

Es war kein Lied; keine Worte. Nicht einmal klar formulierte Laute, sondern nur ein düsteres Summen, das einem eigenen, schwer zu bestimmenden Rhythmus folgte. Ich hatte das Gefühl, diesen Rhythmus kennen zu müssen. Eine sonderbare Stimmung der Erwartung lag über dem Platz.

Ich wich noch weiter in die Schatten zurück, sah mich sichernd nach

allen Seiten um und begann den Platz zu umrunden. Ich benötigte dafür wohl nicht mehr als zwei, allerhöchstens drei Minuten; aber als ich das Haus der Bordens erreichte, hatte ich das Gefühl, Stunden unterwegs gewesen zu sein. Ich war in Schweiß gebadet, obwohl es jetzt, nach Sonnenuntergang, wieder kalt geworden war.

Vorsichtig trat ich ein und schob die Tür hinter mir ins Schloß. Das Haus war still, und das Raunen der Menschenmenge draußen auf dem Marktplatz war nur noch als dumpfes Murmeln zu vernehmen. Es war dunkel. Die Tür zum Wohnraum stand offen, aber es brannte kein Licht.

Ich erreichte den Wohnraum – und blieb abermals wie versteinert stehen.

Der Tote lag noch immer vor dem Kamin. Jemand hatte ihn auf den Rücken gedreht, so daß ich sein Gesicht wie einen hellen Fleck in der grauen Dämmerung erkennen konnte, aber ansonsten lag er noch so da, wie ich ihn in Erinnerung hatte. Der Gedanke, daß Several den Tag in diesem Haus verbracht hatte, zusammen mit ihrem toten Mann, ließ mich frösteln.

Dann sah ich die Gläser auf dem Tisch, und plötzlich fiel mir auch der Tabaksgeruch auf, der in der Luft lag. Es war Pfeifentabak, einer von der billigen Sorte, die wie verbranntes Wildschwein riecht, und es war mehr als ein halbes Dutzend Gläser, in denen zum Teil noch die Reste von Weinbrand standen. Und plötzlich fielen mir noch mehr Einzelheiten auf, die ich im ersten Moment übersehen hatte: das große Ölgemälde neben der Tür hing schief, ein Stuhl war umgestürzt und der Teppich an einer Ecke zu unordentlichen Wellen aufgeschoben. Alarmiert wandte ich mich um, ging in die Diele und lauschte mit angehaltenem Atem.

Das Haus war nicht so still, wie ich im ersten Augenblick geglaubt hatte. Das dumpfe Raunen der Menschenmenge draußen auf dem Platz übertönte alle anderen Laute, aber wenn ich mich anstrengte, konnte ich Stimmen hören. Die Stimmen von zwei, drei Menschen, die irgendwo über mir miteinander redeten. Vorsichtig begann ich die Treppe hinauf zu gehen. Die altersschwachen Stufen ächzten unter meinem Gewicht, und meine überreizten Nerven ließen mich das Geräusch zehnmal lauter hören, als es in Wirklichkeit war. Trotzdem blieb ich stehen und nahm meinen Stockdegen zur Hand, zog die Waffe aber nicht aus ihrer Umhüllung, sondern drehte sie so herum, daß ich den kinderfaustgroßen Knauf als Keule benutzen konnte.

Die Stimmen wurden lauter, als ich den Treppenabsatz erreicht hatte und abermals stehenblieb, und ich identifizierte sie jetzt als die von zwei Männern, die sich unterhielten. Ab und zu hörte ich ein gedämpftes Lachen.

Ich ging weiter, erreichte die Tür, hinter der ich die Stimmen vernahm, und ließ mich behutsam in die Hocke sinken, um durch das Schlüsselloch zu spähen.

Was ich sah, ließ meinen Puls um das Doppelte schneller schlagen. Ich erblickte einen kleinen Ausschnitt eines hell erleuchteten, liebevoll eingerichteten Schlafzimmers: ein Bett, einen Teil eines Stuhles, von dem zwei übereinandergeschlagene Beine baumelten, einen Spiegel, in dem sich die Tür und ein Teil der danebenliegenden Wand spiegelten... Auf dem Bett lag eine gefesselte Frau.

Es dauerte einen Moment, bis ich Several erkannte.

Ihr Kleid war zerrissen. Sie war mit einem zusammengedrehten Taschentuch geknebelt worden: Das Haar hing ihr wirr in die Stirn, und ich sah, daß ihr Gesicht geschwollen war, als wäre sie geschlagen worden, und ihre Arme waren auf die gemeinste Art und Weise auf den Rücken gebogen und zusammengebunden worden, die ich je gesehen hatte. Der Anblick ließ eine Woge heißer Wut in mir emporsteigen. Instinktiv wollte ich aufspringen, die Tür aufstoßen.

Dann sah ich etwas, was mich noch einmal innehalten ließ. Das Beinpaar, das ich zum Teil erkennen konnte, war nämlich in Bewegung gekommen; der Mann stand auf, beugte sich flüchtig über Several und wandte sich dann um, um zur Tür zu gehen.

Ich kannte ihn. Es war der Dürre, den ich schon zweimal getroffen hatte, einmal in Aberdeen, als er die Bande anführte, die Bannermann und mich überfiel, das zweite Mal oben im Gut, und zwar mitten auf die Nase. Sein Gesicht war noch immer geschwollen, und der trübe Glanz seiner Augen sagte mir, daß er schon wieder betrunken war. Ich spannte mich, aber er öffnete die Tür nicht, sondern lehnte sich lässig daneben an die Wand und grub eine Zigarre aus seiner Tasche. »Diese Warterei geht mir auf die Nerven«, hörte ich seine Stimme. »McGillycaddy hat uns versprochen –«

»Ich weiß selbst, was er gesagt hat«, erwiderte die Stimme eines zweiten Mannes. Ich konnte ihn durch das beschränkte Sichtfeld des Schlüsselloches nicht sehen, aber ich hörte seine Schritte, als er ungeduldig im Zimmer auf und ab zu gehen begann. »Er wird schon

kommen.«

»Ja«, knurrte der Dürre säuerlich und riß ein Streichholz an. »Fragt sich bloß wann. Zum Teufel, was habe ich Dagon eigentlich getan, daß ich ständig die Drecksarbeit kriege, während die anderen –«

Ich hörte nicht mehr zu, sondern warf einen letzten Blick durch das Schlüsselloch in den Spiegel. Der Dürre stand neben der Tür, eine qualmende Zigarre zwischen den Lippen – was bei seinem Hungerleidergesicht absolut lächerlich aussah – und die Arme lässig vor der Brust verschränkt. Er stand so perfekt da, als hätte ich ihn dorthin gestellt.

Behutsam richtete ich mich auf, drehte den Türknauf, bis ich ein leises Klicken hörte –

und trat mit aller Macht vor das Schloß.

Die Tür flog wie von einer Kanonenkugel getroffen auf, und ich hechtete in den Raum.

Es ist schwer, sich auf einen Gegner vorzubereiten, den man nicht sieht, aber ich hatte den Vorteil der Überraschung auf meiner Seite. Der zweite Mann stand am Fenster und hatte offenbar interessiert das Geschehen auf dem Marktplatz verfolgt. Jetzt wirbelte er herum und riß instinktiv die Fäuste hoch.

Er kam nicht einmal dazu, die Bewegung zu Ende zu führen. Mit einer blitzartigen Rolle kam ich auf die Füße, boxte ihm in den Magen und schlug ihm die Handkante in den Nacken, als er sich krümmte. Noch bevor er auf dem Teppich aufschlug, wirbelte ich herum, um mich dem Dürren zuzuwenden.

Es war nicht mehr nötig.

Die Tür schwang, von der Wucht des Aufpralles zurückgetrieben und vibrierend wie das Blatt eines Fuchsschwanzes, wieder zu und gewährte mir den Blick auf ein Bild, das ich sicherlich genossen hätte, wäre die Situation etwas weniger ernst gewesen. Der Dürre stand noch immer so da, wie ich ihn im Spiegel gesehen hatte: mit verschränkten Armen, eine Zigarre im Mund und weit aufgerissenen Augen. Nur hatte sein Gesicht alle Farbe verloren, und die Zigarre war zu einem guten Stück in seinen Hals gekrochen, während der zermalmte Rest wie eine braune Blüte, aus der grauer Rauch und Funken quollen, zwischen seinen Zähnen hervorlugte. Dann kippte er nach vorne, stocksteif wie ein Brett und mit noch immer vor der Brust

verschränkten Armen.

Hastig drehte ich mich wieder herum und beugte mich über Several. Sie war bei Bewußtsein und starrte mich an, aber in ihren Augen loderte ein Feuer, das mich schaudern ließ. Ich drehte sie vorsichtig herum, löste die Stricke, die ihre Handgelenke hielten, drehte sie wieder auf den Rücken und nahm ihr den Knebel aus dem Mund. »Alles in Ordnung?« fragte ich.

Es war eine ziemlich dumme Frage, denn es war ganz und gar nichts in Ordnung, was ich sehr deutlich sah, aber Several nickte trotzdem, versuchte sich aufzurichten und sank wieder zurück, als ihre Arme unter ihrem Körpergewicht nachgaben.

»Bleiben Sie liegen«, sagte ich. »Das Blut muß erst wieder richtig zirkulieren.«

»Jenny«, wimmerte Several. »Meine kleine Jenny. Sie… sie…«

»Was ist passiert, Several?« fragte ich. »Bitte – ich weiß, daß es schwer für Sie ist, aber ich muß wissen, was geschehen ist.«

Several schien meine Worte überhaupt nicht zu hören. Sie warf sich auf dem Bett hin und her und stammelte immer wieder den Namen ihrer Tochter.

Schließlich ergriff ich sie an den Schultern, drängte sie mit sanfter Gewalt auf das Bett zurück und legte die rechte Hand auf ihre Stirn, so daß ich mit Daumen und kleinem Finger ihre Schläfen umfaßte, und mein Zeige- und Ringfinger auf ihren geschlossenen Augen lagen. Ich war nervös, und es fiel mir schwer, mich zu konzentrieren, aber es gelang mir immerhin, sanfte beruhigende Impulse in ihren Geist zu senden, und nach einigen Minuten beruhigte sich ihr rasender Herzschlag; ihr Atem begann allmählich wieder normal zu werden, und sie hörte sogar auf zu zittern. Aber wie beim ersten Mal, als ich sie auf diese Weise vor einem Zusammenbruch bewahrt hatte, spürte ich auch jetzt, daß ich das Grauen in ihr nur betäubt, nicht etwa vertrieben hatte. Ich war nicht sehr erfahren in solchen Dingen.

»Also«, begann ich von neuem. »Was ist geschehen, Several? Sind diese Männer gekommen und haben Ihre Tochter entführt?«

Several starrte mich eine Ewigkeit lang an, und ich begann schon zu befürchten, daß meine Hilfe diesmal umsonst gewesen war. Aber dann schüttelte sie den Kopf und stemmte sich mühsam auf die Ellbogen hoch.

»Jennifer«, sagte sie matt. »Sie… sie ist aufgewacht, Robert. Sie ist erwacht, nachdem Sie gegangen waren. Sie… sie ist erwacht. Aber sie war nicht mehr sie selbst. Sie war… o Gott, mein armes Kind. Diese Bestien! Was haben sie mit Jennifer gemacht?!«

»Erzählen Sie«, bat ich.

Several nickte, setzte sich ein wenig weiter auf und warf einen raschen Blick auf den Bewußtlosen unter dem Fenster. »Sie ist aufgewacht, kurz… kurz nachdem Sie gegangen waren, Robert«, begann sie von neuem. »Sie… sie hat mich niedergeschlagen und ist weggelaufen. Und danach sind diese beiden gekommen, und… und noch andere. McGillycaddy und die anderen vom… vom Clan.« Sie stockte, als die Erinnerung an das Geschehene sie wieder zu übermannen drohte. In ihren Augen schimmerten plötzlich Tränen. Aber dann gab sie sich einen sichtbaren Ruck, sah auf und fuhr mit mühsam beherrschter Stimme fort: »Sie… sie haben mich geschlagen und gesagt, daß ich meinen Mann ermordet hätte und daß ich dafür büßen müsse. Dann haben sie mich hier heraufgebracht und sind wieder gegangen. Alle bis auf… bis auf die beiden. Aber McGillycaddy hat gesagt, daß sie wiederkommen werden, sobald die Sonne aufgegangen ist, und daß… daß ich dann dafür bestraft werde, was ich getan habe.«

»Und… Ihre Tochter?« fragte ich vorsichtig.

»Sie ist fort«, murmelte Several. »Sie… sie ist wieder zu IHM gegangen, Robert.«

»IHM?«

»Zu Dagon«, schluchzte Several. »Ich weiß es, Robert. Sie gehört IHM. Sie hat es mir gesagt, ehe sie ging. Sie… sie ist…«

Plötzlich warf sie sich zur Seite, vergrub das Gesicht in den Kissen und weinte; beinahe lautlos, aber sehr heftig. Diesmal ließ ich sie gewähren. Vielleicht war es besser, wenn sie ihren Tränen freien Lauf ließ.

Ich stand auf und kniete neben dem Dürren nieder. Several hatte gesagt, daß sie wiederkommen würden, wenn die Sonne aufging, was uns zu einer gewissen Gnadenfrist verhalf. Aber ich wollte sicher gehen. Und es gab da noch ein paar Punkte, die zu klären waren.

Ich drehte den Kerl auf den Rücken, zwängte seine Zähne auseinander und grub so viel Zigarre aus seinem Mund, wie ich konnte. Er röchelte, rang keuchend nach Luft und spie halb aufgelösten Tabak

aus. Sein Blick flammte vor Haß, als er mich ansah.

Als er die Hand hob, versetzte ich ihm eine Ohrfeige. Er versuchte kein zweites Mal, nach mir zu schlagen.

»Ich hoffe, wir verstehen uns jetzt«, grollte ich, wobei ich mir Mühe gab, so finster wie möglich dreinzublicken. »Dir passiert nichts, wenn du vernünftig bist. Wenn nicht...«

Ich sprach nicht weiter, aber das war auch nicht nötig. Unausgesprochene Drohungen sind meist wirkungsvoller als ausgesprochene. Der Dürre nickte hastig, spuckte ein weiteres Stück Zigarre aus und betastete mit den Fingerspitzen seine verbrannten Lippen. Wahrscheinlich würde er sich jetzt das Rauchen abgewöhnen, dachte ich spöttisch.

»Sie werden mir nun ein paar Fragen beantworten«, sagte ich.

»Werd' ich nicht«, sagte der Dürre trotzig. »Von mir aus schlagen Sie mich tot. Ich sage kein Wort.«

»Ach?« antwortete ich. Einen Moment lang blickte ich ihn nachdenklich an, dann zauberte ich ein gehässiges Grinsen auf meine Lippen. »Ich werde Sie nicht schlagen, mein Freund«, sagte ich freundlich. »Ich werde Sie nur fesseln und dann weggehen. Aber Mrs. Borden bleibt hier.«

Der Dürre erbleichte noch weiter. »Das... das können Sie nicht tun!« krächzte er.

»Ich kann«, antwortete ich. »Mein Wort darauf. Also?«

Einen Moment lang starrte der Dürre aus weit aufgerissenen Augen in Severals Richtung, dann nickte er abgehackt, schluckte ein Stück aufgeweichten Tabak herunter und blickte zu mir hoch. »Was wollen Sie wissen?«

* * *

Nemo war sich nicht sicher, aber das Schwarz vor dem kleinen Bullauge schien tiefer geworden zu sein, und aus dem manchmaligen Gleiten und Huschen körperloser Schatten dort draußen war ein beständiges Wogen geworden, ein auf und ab wie von substanzlosen Schemen, als wäre die Finsternis selbst von bösem dräuendem Leben

erfüllt. Er war nicht mehr im Salon, denn die Mechaniker hatten angefangen, nicht nur das Pult, sondern auch die Fußbodenplatten abzubauen, um nach beschädigten Leitungen und Kabeln zu suchen, so daß er hierher geflohen war, in den Kartenraum der NAUTILUS.

Nicht, daß es hier für ihn irgend etwas zu tun gegeben hätte, was von praktischem Nutzen war. Die Karten und Pläne, die Lageskizzen und Gezeitenbücher, die den niedrigen Kartentisch in scheinbarem Chaos bedeckten, all diese Papiere, in denen Geheimnisse und Dinge verzeichnet waren, von denen die allermeisten Menschen nicht einmal zu träumen wagten, waren nutzlos geworden, seitdem das mechanische Herz der NAUTILUS aufgehört hatte, zu schlagen.

Der Gedanke erfüllte ihn mit Zorn. Er hatte ein Leben hinter sich, das bewegter und abenteuerlicher war, als es sich der Großteil der Menschheit auch nur vorzustellen wagte. Er hatte Dinge geschaut und Geheimnisse gelüftet, die älter als die menschliche Rasse waren, und er hatte den Grund der Ozeane betreten, acht Meilen tief unter der Oberfläche des Meeres, und er hatte mit dem großen Kraken gekämpft, der Bestie, die nur alle hundert Jahre einmal an die Meeresoberfläche kam, um ihr Opfer zu fordern und die Legenden der Menschen neu zu beleben. Und all das sollte vorüber sein, nur wegen eines Irren mit einem Schraubenschlüssel?

Wütend fegte er die Karten vom Tisch, drehte sich herum und trat wieder an das kaum handtellergroße Bullauge.

Was er sah, ließ ihn erstarren.

Wo vorher nur wogende Schwärze gewesen war, bewegte sich… etwas.

Es war Nemo unmöglich zu erkennen, was sich dort außerhalb der NAUTILUS bewegte, aber es war groß, unglaublich groß und finster, und es schien eine körperlich spürbare Aura des Bösen auszustrahlen.

Und es kam näher. Langsam, aber mit der unaufhaltsamen Kraft einer Naturgewalt…

Zwei, drei Sekunden lang starrte der Kapitän der NAUTILUS das finstere Ding in der Schwärze an. Dann fuhr er herum und war mit einem Sprung bei der Tür. Seine Hand krachte auf einen großen, feuerroten Schalter herab.

Eine halbe Sekunde später gellten die stählernen Räume und Gänge der NAUTILUS wider vom mißtönenden Schrillen der Alarmglocken.

* * *

Es war wie eine getreuliche Wiederholung der Szene vom Marktplatz, nur daß der Scheiterhaufen viel kleiner, und es im Höchstfalle zwei Dutzend Menschen waren, die einen barbarischen Tanz rings um die lodernden Flammen aufführten. Aber auch hier hörte ich den dumpfen Singsang, und wieder hatte ich das unangenehme Gefühl, daß mir diese Leute etwas sagten. Nur war ich noch immer nicht in der Lage, ihre Botschaft zu verstehen.

»Die Stallungen liegen auf der Rückseite«, murmelte Frane – der Dürre – neben mir. Ich hatte mich entschlossen, den Burschen mitzunehmen; einerseits, weil er mich fast auf Knien darum angefleht hatte, nicht allein mit Several zurückbleiben zu müssen, andererseits aber auch, um sicher zu gehen, daß er mich nicht doch in eine Falle laufen ließ. Aber ich hatte dafür gesorgt, daß er nicht auf die Idee kommen würde, mich zu hintergehen, wenn die Gelegenheit gerade günstig war; freilich, ohne daß er es selbst ahnte. Manchmal war es wirklich von Vorteil, ein paar Tricks zu kennen, die andere wohl mit Zauberei bezeichnet hätten.

Mühsam riß ich mich von dem gleichzeitig erschreckenden wie faszinierenden Bild am Ufer des Sees los, sah Frane einen Moment lang an und blinzelte dann zum Gut hinauf, das in der immer dunkler werdenden Nacht wie ein massiger Schatten über dem See thronte. Bisher hatte ich das Gebäude immer nur im dunkeln zu Gesicht bekommen. Ich fragte mich, wie es wohl bei Tageslicht aussehen würde. Wahrscheinlich ganz normal. Der wahre Schrecken verbirgt sich meist hinter der Maske des Normalen.

»Gehen wir?« fragte Frane. Er wirkte nervös – was ich gut verstehen konnte. Nach allem, was er mir erzählt hatte, hatte er allen Grund, nervös zu sein. Ich allerdings auch.

Ich nickte auf seine Frage, stand auf und verhielt dann noch einmal mitten in der Bewegung. Irgend etwas hatte sich geändert an der Szene unten am Ufer.

»Warten Sie noch«, sagte ich. Frane nickte nervös und sah wieder zum Gut hinauf. Er schien etwas sagen zu wollen, schwieg dann aber doch. Er konnte mir gar nicht widersprechen, selbst wenn er es gewollt hätte. Aber das wußte er nicht. Und bei seinem Intelligenzquotienten würde es auch noch eine ganze Weile dauern, bis ihm auffiel, daß ihm selbst der größte Blödsinn, den ich von mir gab, einleuchtend

erschien.

Und so genau wußte ich selbst nicht, was ich überhaupt dort oben im Gut zu finden hoffte. Frane war sehr redselig geworden, nachdem ich ein wenig nachgeholfen hatte, aber er war nur ein kleiner Handlanger, dem man offenbar nur gesagt hatte, was er unbedingt wissen mußte, und das war nicht viel. McGillycaddy hatte ihm aufgetragen, bis zum Sonnenaufgang auf Several aufzupassen; dann würde er zurückkommen und sie alle zum Strand führen. Was sie dort unten tun sollten, wußte Frane allerdings nicht, und nachdem ich mich eine Weile mit ihm unterhalten hatte, konnte ich McGillycaddy sogar verstehen. Jemandem wie Frane hätte ich allerhöchstens die Uhrzeit anvertraut. Vielleicht.

Aber das Gut war der einzige Ort, an dem ich überhaupt ansetzen konnte. Die einzige Alternative dazu war, noch einmal in diesen verfluchten See hinabzutauchen – und mir fielen auf Anhieb ungefähr zehntausend Dinge ein, die ich lieber getan hätte.

Ich blickte wieder auf den See hinab. Diesmal war ich sicher, daß ich eine Bewegung gesehen hatte.

In der Mitte des riesigen, blaßsilbernen Spiegels begann sich das Wasser zu kräuseln, zuerst langsam, dann stärker und stärker, bis die Oberfläche des Sees zu Millionen blitzender Spiegelscherben zerbrochen war. Dann erschien der Schatten.

Es war mir unmöglich, ihn zu beschreiben. Es war ein… ein Ding, groß, monströs und mißgestaltet, ein Gigant ohne klar umrissene Form. Wie ein Berg wuchs er aus den schäumenden Wogen empor, bäumte sich zu ungeheurer Größe auf und fiel mit einem urgewaltigen Rauschen wieder zurück. Eine gewaltige, weißgekrönte Woge breitete sich kreisförmig von der Mitte des Sees her aus und brach sich klatschend an den Ufern.

»Gott!« keuchte Frane neben mir. »Wass issn das?«

»Halten Sie den Mund«, sagte ich alarmiert. Frane nickte geflissentlich und schwieg. Fast tat er mir leid.

Das Ding war wieder so weit ins Wasser gesunken, daß es nur als monströser Schatten zu erkennen war. Es war riesig, größer als ein Wal, und schien in beständiger fließender Bewegung, als wäre es in Wahrheit nur eine Wolke aus zerfließendem Grau, die sich rein zufällig zu dieser Form zusammengeballt hatte. Dann teilte es sich.

Es sah aus wie das Teilen einer ins Absurde vergrößerten Amöbe. Ein Teil der zerfaserten Schwärze trennte sich von der gigantischen Hauptmasse ab und begann, pulsierend wie ein bizarres schlagendes Riesenherz, auf das Ufer und den Scheiterhaufen zuzugleiten.

»Er kommt!« kreischte eine Stimme unter mir. »Unser Herr hält sein Versprechen. Er schickt uns seinen mächtigsten Diener, um uns zu zeigen, wie gewaltig seine Macht ist.«

»McGillycaddy!« keuchte Frane. »Das ist McGillycaddy. Sehen Sie!«

Ich versuchte es, aber gegen den gelb-orange leuchtenden Hintergrund des Scheiterhaufens war die Gestalt des Schotten nur als Umriß zu erkennen. Trotzdem konnte ich ein Schaudern nicht unterdrücken, als ich ihn dort unten stehen sah, mit hoch erhobenen Armen und gespreizten Beinen, einem dämonischen Priester bei einer urtümlichen Beschwörung gleich.

Aber vielleicht war der Unterschied gar nicht so groß.

Langsam kam der monströse Schatten näher. »Seht!« brüllte McGillycaddy. »Seht hin, meine Kinder! Seht, wie unser Herr jene bestraft, die es wagen, mit Feuer und Schwert in sein Reich einzudringen!«

Im gleichen Moment erreichte der Schatten das Ufer. Erst glaubte ich, eine Art riesiger schwarzer Qualle zu sehen, aber dann zerfloß sein Körper, formte sich neu, wurde zu einem Gewebe, dann zu einer klumpigen Zusammenballung schwärzlich geronnener Dinge…

Dafür konnte ich umso besser erkennen, was er gebracht hatte.

Einen Menschen. Einen Menschen in einem monströsen, aus schwarzem Kautschuk und messingfarbenem Metall gefertigten Anzug. Einen von Nemos Männern!

Die Leiche eines seiner Männer, genauer gesagt. Der schwere, aus zähem Gummimaterial gefertigte Anzug war zerrissen, die Schläuche, die ihn mit dem Oxygentank auf seinem Rücken verbanden, hingen in Fetzen herunter, und das runde Sichtfenster des Messinghelmes war zerborsten. Ich konnte nicht genau erkennen, was dahinter war, aber es war rot und weiß und erinnerte mich nicht unbedingt an ein menschliches Gesicht.

»Seht!« kreischte McGillycaddy. »Dies ist nur einer der Frevler, aber die anderen werden sein Schicksal teilen, ehe die Sonne aufgegangen

ist. Und so wie ihnen wird es allen ergehen, die versuchen, uns aufzuhalten!«

Entsetzt starrte ich auf die reglose Gestalt im Taucheranzug. Das schwarze Etwas im Wasser zog sich zurück, aber auf einen Wink McGillycaddys hin kamen zwei seiner Männer herbei und hoben den Toten hoch, um ihn wie in einem grausigen Triumphzug an Land zu tragen und ins Feuer zu werfen. Es war ein furchtbarer Anblick: seine Arme und Beine pendelten, als wäre kein Knochengerüst mehr in seinen Gliedern. Ich mußte an einen gleichartigen Körper denken, den ich in den Abwasserkanälen von Aberdeen gesehen hatte...

»Irgend etwas ist schiefgegangen«, murmelte ich. »Das... das ist einer von Nemos Männern.«

Frane sah mich irritiert an. »Nemo?« vergewisserte er sich. »Etwa... etwa der Nemo?«

Jetzt war ich an der Reihe, erstaunt zu sein. Ich hatte von einem Mann von Franes Bildungsstand kaum erwartet, daß er den Namen Nemo kannte. Trotzdem nickte ich. »Genau dieser, Frane«, antwortete ich. »Aber er dürfte gar nicht mehr hier sein. Nicht, wenn...«

Ich sprach nicht weiter, denn der Gedanke, der aus dem schrecklichen Bild folgerte, war so furchtbar, daß ich für einen Moment mit beinahe verzweifelter Macht versuchte, ihn wegzuleugnen. Natürlich half es nichts. Und natürlich war es die einzig logische Erklärung dafür, daß die NAUTILUS nicht zu dem verabredeten Treffen gekommen war. »Ich muß dort hinunter«, sagte ich.

Frane erbleichte. »Wohin? In... in den See?«

Ich nickte. »Ja. Ich... ich muß nachsehen, was passiert ist.«

»Sie sind wohl verrückt geworden!« keuchte Frane. »Was glauben Sie, dort unten ausrichten zu können? Sie –«

Ich schnitt ihm mit einer Bewegung das Wort ab, drehte mich herum und deutete mit einer Kopfbewegung zur Stadt zurück. »Sie gehen zurück zu Mrs. Borden«, sagte ich, während ich bereits begann, mein Hemd aufzuknöpfen. »Sie warten genau bis eine Stunde vor Sonnenaufgang. Wenn ich bis dahin nicht zurück bin, dann bringen Sie sie aus der Stadt. Wenn es sein muß, gegen ihren Willen. Haben Sie das verstanden?«

Frane starrte mich an, schluckte ein paarmal heftig und nickte

schließlich. Ich wußte, daß er gehorchen würde. Typen wie Frane sind zwar im allgemeinen kaum fähig, ohne Schwierigkeiten weiter als bis acht zu zählen, aber dafür sind sie leicht zu beeinflussen. Wenigstens für eine Weile. »Helfen Sie mir!« befahl ich. Frane bückte sich gehorsam nach dem Atemgerät, wuchtete es hoch und hielt es so lange, bis ich die ledernen Riemen übergestreift und die Schnallen verschlossen hatte. Dann zog ich mir den leichten Helm über, überzeugte mich davon, daß die frischen Sauerstoffpatronen angeschlossen und zwei Ersatzpatronen sicher in meinem Gürtel verstaut waren, und schlüpfte zum Schluß in die Schwimmflossen.

Nicht einmal hundert Schritt von McGillycaddy und seinen tanzenden Anhängern entfernt, ließ ich mich ins Wasser gleiten.

* * *

Das Meer war sehr ruhig an diesem Abend. Fast ein bißchen zu ruhig, für Lawrences Geschmack. Über den Wellen, die kaum handhoch und so träge wie geschmolzenes Blei waren, lag ein blaßgrauer Hauch von Nebel, und obgleich die Sicht im Grunde klar war, schien doch alles, was weiter als drei-, vierhundert Yards entfernt war, wie hinter einem unsichtbaren Schleier zu verschwimmen.

Lawrence mochte Abende wie diese nicht. Er kannte sie zu gut, diese Tage, an denen das Meer wie gelähmt dalag – wie in der Ruhe vor dem Sturm.

»Kapitän?«

Lawrence drehte sich herum, als er die Stimme seines Adjutanten vernahm, zwang ein berufsmäßiges Lächeln auf seine Lippen und wurde übergangslos wieder ernst. »Ja?«

Stayley druckste einen Moment herum. Lawrence sah ihm an, wie schwer es ihm fiel, zu sagen, weswegen er gekommen war. »Es ist... wegen der Mannschaft, Sir«, begann er schließlich.

Lawrence runzelte die Stirn. »Was ist mit der Mannschaft, Stayley?« fragte er.

»Sie wird allmählich unruhig, Sir«, antwortete sein Adjutant.

»So?« sagte Lawrence. »Wird sie das? Und wie äußert sich diese... Unruhe?«

Stayley antwortete nicht direkt auf seine Frage, sondern blickte einen Moment aus dem Fenster, wo sich das Mondlicht auf den schwarzen Felsen der Steilküste wie auf poliertem Stahl spiegelte. »Wir sollten nur einen Tag in dieser Bucht bleiben, Sir«, murmelte er. »Jetzt ist es fast eine Woche.«

»Unser genauer Befehl lautet, so lange hierzubleiben, bis wir Nachricht von Kapitänleutnant Spears bekommen«, sagte Lawrence, strenger, als vielleicht nötig gewesen wäre. Er konnte Stayley nur zu gut verstehen, und erst recht die Mannschaft. Die kleine, halb hinter einer vorspringenden Felsnase verborgen liegende Bucht, nur wenige Meilen nördlich von Aberdeen, war ein vorzügliches Versteck, selbst für einen Kreuzer von der Größe der KING GEORGE. Von See aus war sie praktisch unsichtbar, und die mächtigen Felsbarrieren schützten das Schiff selbst vor dem schlimmsten Sturm. Aber es war etwas... Lawrence suchte vergeblich in Gedanken nach einer passenden Bezeichnung... etwas Unheimliches an dieser Bucht Die lotrechten, vollkommen schwarzen Felsen strahlten selbst bei Tage etwas Düsteres aus, und Lawrence hatte sie ein paarmal schon mit steingewordener Nacht verglichen.

Trotzdem sagte er: »Wir sind nicht hier, um uns zu amüsieren, Mister Stayley, sondern weil wir einen Befehl ausführen. Und wenn irgendein Mitglied der Mannschaft anderer Auffassung sein sollte, dann schicken Sie es zu mir. Ich werde dem Betreffenden gerne den Unterschied zwischen einem Seemann und einem Mitglied der Marine Ihrer Majestät erklären.«

Stayley erbleichte, nickte beinahe übertrieben hastig und drehte sich auf dem Absatz herum, um die Brücke zu verlassen. Aber er machte nur einen einzigen Schritt, und auch nur, um sofort wieder stehenzubleiben und aus zusammengekniffenen Augen auf den schmalen Ausschnitt offenen Meeres zu blicken, der zwischen den zyklopischen Felsen sichtbar war.

»Was haben Sie?« fragte Lawrence.

»Ich... weiß nicht, Sir«, antwortete Stayley. »Für einen Moment dachte ich, ich hätte etwas gesehen.«

»Dort draußen?« Lawrence trat neben ihn, runzelte die Stirn und blickte ebenfalls in die dunstiggraue Dämmerung hinaus. Es dauerte einen Moment, aber dann sah er es auch.

Es war nicht mehr als ein Schatten, ein gewaltiges, körperloses Etwas,

das in unbestimmbarer Entfernung hinter der grauen Nebelwand aufgetaucht war, aber es war zu deutlich, um eine bloße Täuschung sein zu können.

»Was ist das, Sir?« fragte Stayley verstört.

Statt einer Antwort wandte sich Lawrence um, holte seinen Feldstecher und trat erneut an die Scheibe. Aber seltsamerweise wurde der Schatten nicht deutlicher, als er durch das Glas sah.

»Ich weiß es nicht«, gestand er schließlich. Er senkte das Glas, biß sich nachdenklich auf die Lippen und starrte dann wieder in die graue Unendlichkeit hinaus. Irgend etwas am Anblick dieses monströsen... Dinges berührte ihn, berührte ihn auf sehr unangenehme Art und Weise, ohne daß er das Gefühl irgendwie begründen konnte.

»Es ist viel zu groß für ein Schiff«, murmelte Stayley. In seiner Stimme war ein Beben, das Lawrence aufhorchen ließ. Alarmiert senkte er sein Glas ein zweites Mal und sah seinen Adjutanten an. Stayley starrte aus weit aufgerissenen Augen in den Nebel hinaus. Sein Gesicht war bleich, und Lawrence sah, daß sich seine Hände zu Fäusten geballt hatten und zitterten. Er spürt es auch! dachte er erschrocken.

»Unsinn, Leutnant«, sagte er streng. »Was soll es anderes sein als ein Schiff? Vielleicht ein Seeungeheuer oder der fliegende Holländer?« Er lachte, aber es klang gepreßt und nicht sehr überzeugend. »Rufen Sie die Offiziere auf die Brücke, Mister Stayley. Und dann beordern Sie die Freiwachen zurück. Wir nehmen Fahrt auf. Ich möchte mir dieses sonderbare Schiff aus der Nähe betrachten.«

Stayley nickte nervös und eilte zur Tür, aber Lawrence rief ihn noch einmal zurück. »Noch etwas, Mister Stayley«, sagte er, zögernd und beinahe gegen seinen Willen. »Geben Sie Befehl, daß der Maat volle Gefechtsbereitschaft anordnen soll. Sicher ist sicher«, fügte er mit einem nervösen Lächeln hinzu.

* * *

Das Wasser war so kalt, daß ich für ein paar Sekunden ernsthaft befürchtete, erfrieren zu müssen. Meine Muskeln waren wie gelähmt, und die Luft, die aus dem Tank auf meinem Rücken strömte, schien wie flüssiges Feuer in meiner Kehle zu brennen. Ich sank, weniger durch meine eigenen Bewegungen als vielmehr durch das Gewicht des Oxygentankes in die Tiefe gezerrt, in steilem Winkel nach unten, und

ich schätzte, daß ich gute hundert Fuß unter der Oberfläche war, ehe es mir gelang, meine Muskeln zu einer ersten, mühsamen Schwimmbewegung zu zwingen, mit der ich wenigstens mein hilfloses Trudeln auffangen konnte.

Der See hatte sich verändert. Das grüne Leuchten, das noch am Morgen seinen ganzen Boden erfüllt hatte, war zu einem fleckigen blassen Muster geworden, in dem gewaltige, wie hineingefressen wirkende Löcher gähnten. Tangfetzen und aufgewirbelter Morast trieben wie wolkige große Gebilde durch das Wasser, und ein paarmal glaubte ich festere, dunkle Körper zu erkennen, die jedoch niemals so nahe kamen, als daß ich mich bedroht fühlte.

Ich sah mich aufmerksam nach dem finsteren Etwas um, das ich vom Ufer aus gesehen hatte, konnte jedoch nirgends auch nur eine Spur davon erkennen – was nicht hieß, daß es nicht da war. Das Wasser war so finster, daß ich praktisch in sein Maul hineinschwimmen konnte, ehe ich es überhaupt bemerkte.

Hastig verscheuchte ich den Gedanken und schwamm schneller. Allmählich begannen mir meine Muskeln wieder zu gehorchen, und das Gewicht meines Atemgerätes tat ein Übriges, mich rasch in die Tiefe sinken zu lassen.

Je weiter ich mich dem Seeboden näherte, desto deutlicher wurden die Spuren der gewaltigen Schlacht, die hier vor Tagesfrist geschlagen worden war. War die Ruinenstadt bei meinem ersten Hiersein noch nahezu unbeschädigt gewesen, so schien jetzt im wahrsten Sinne des Wortes kein Stein mehr auf dem anderen zu stehen. Die Häuser und Paläste waren zerstört, die Brücken und Straßen zerfetzt, und zu gewaltigen Haufen chaotisch aufeinandergetürmter Trümmer geworden, und im vordem noch fast glatten Seeboden gähnten jetzt gewaltige, ausgezackte Krater.

Und dann sah ich die NAUTILUS.

Sie befand sich unweit der Stelle, an der ich sie das letzte Mal gesehen hatte, als sie Feuer und Tod auf die Stadt Dagons spie. Aber aus dem todbringenden Giganten war ein Leichnam geworden. Jedenfalls war das der erste Eindruck, den ich hatte. Das Schiff lag auf, dem Meeresboden, halb auf der Seite, den Bug mit dem gezackten Rammsporn tief in den weichen Schlamm gegraben. Mit einer einzigen Ausnahme waren sämtliche Lichter erloschen, und neben der Backbordseite bewegte sich etwas Finsteres, Großes. Sie sah aus wie ein stählerner Riesenhai, der sich auf den Meeresboden gelegt hatte,

um zu verenden.

Seltsamerweise konnte ich nicht die geringste Beschädigung an ihrem Rumpf feststellen, selbst als ich mich dem Schiff näherte und auf seine andere Seite schwamm. Die stählernen Panzerplatten hatten ihren bläulichen Glanz verloren und wirkten jetzt matt und blind, aber der Rumpf der NAUTILUS selbst schien nicht den geringsten Kratzer aufzuweisen.

Dafür sah ich die Toten. Drei, dann vier und schließlich fünf von Nemos Männern, die mit zerfetzten Taucheranzügen und zertrümmerten Helmen in der Nähe des Schiffes trieben, vom Gewicht ihrer Ausrüstungen auf dem Meeresgrund gehalten und zum Teil aufrecht stehend wie furchtbare Statuen. Die Strömung bewegte sie hin und her, so daß es aussah, als streckten sie verzweifelt die Arme nach dem Schiff aus.

Behutsam näherte ich mich dem Schiff – wohlweislich auf der dem finsteren Etwas abgewandten Seite – hielt in einigem Abstand inne und besah mir die NAUTILUS genauer. Aber auch jetzt war nicht die Spur irgendeiner Beschädigung zu erkennen.

Ich näherte mich dem Schiff bis auf Armeslänge und schwamm an seinem Rumpf entlang, bis ich das große Bullauge vor mir sah, hinter dem Nemos Salon lag. Ich paddelte heftig mit den Beinen, um den Sog der Strömung auszugleichen, der mich vom Schiff wegtreiben wollte, näherte mich mühsam der gewaltigen gebogenen Scheibe und schlug so heftig mit den Fäusten dagegen, wie ich nur konnte. Die Schläge dröhnten geisterhaft laut durch den Rumpf des Schiffes. So kristallklar das Glas des Bullauges von innen war, so schwer war es, von außen in das Schiff hineinzusehen; ich erkannte nicht mehr als verschwommene Umrisse. Aber immerhin bewegten sie sich, was mir bewies, daß an Bord des Schiffes zumindest noch ein paar Überlebende waren.

Als sie meine Faustschläge hörten, kam hektische Bewegung in die Gestalten hinter der Scheibe. Drei, vier von ihnen näherten sich dem Bullauge und begannen heftig zu gestikulieren, und in einer der Gestalten glaubte ich Nemo zu erkennen, war mir aber nicht sicher.

Ich schlug noch einmal mit der flachen Hand gegen das Glas, streckte die Arme nach beiden Seiten aus und hob die Handflächen nach außen, um anzudeuten, daß ich nicht wußte, was ich tun sollte. Nemo schien die Geste zu verstehen, denn er begann seinerseits heftig zu gestikulieren, deutete nach unten und dann zum Heck des Schiffes, und schließlich verstand ich. Immerhin hatte er mir die NAUTILUS

nicht umsonst ganz genau gezeigt, bevor ich von Bord gegangen war. Offenbar wollte er mich auf die Schleuse aufmerksam machen, die unterhalb des Schiffes angebracht war und ein Aussteigen unter Wasser möglich machte. Selbst jetzt, wo die NAUTILUS mit deutlicher Schlagseite dalag, mußte sie noch zu passieren sein.

Ich nickte übertrieben heftig, um Nemo zu bedeuten, daß ich verstanden hatte, deutete in die gleiche Richtung wie er und wollte mich entfernen, aber Nemo fuhr fort, zu gestikulieren und wie wild mit den Händen zu fuchteln, so daß ich noch einmal zurückschwamm und das Gesicht gegen die Scheibe preßte.

Nemo schüttelte den Kopf, daß seine schütteren Haare flogen. Immer wieder deutete er auf den Boden, manchmal auch auf die Decke oder die Wände, schüttelte den Kopf und machte hektische Gesten, deren Bedeutung ich nicht verstand. Er wollte mir irgend etwas sagen, das war klar, aber ich begriff einfach nicht, was. Annähernd fünf Minuten blieb ich wassertretend vor dem Bullauge hängen, während Nemo auf der anderen Seite versuchte, die Weltmeisterschaft im Grimassenschneiden zu gewinnen, dann schüttelte ich entschieden den Kopf, drehte mich herum und begann zum Heck der NAUTILUS zurückzuschwimmen.

Ich schlug seine Warnung keineswegs in den Wind, sondern nahm sie sehr ernst. Aber so aufmerksam ich mich auch umsah, es schien nichts zu geben, was mir irgendwie gefährlich werden konnte. Ich sah nicht einmal einen Fisch. Der See schien in weitem Umkreis um die gestrandete NAUTILUS wie ausgestorben.

Wieder fiel mir die mattschwarze Färbung des Schiffsrumpfes auf. Das blau schimmernde Metall, aus dem das phantastische Schiff gebaut war, war blind und farblos geworden, und zwar überall, nicht etwa nur hier und da, was auf die Spuren einer Explosion hingedeutet hätte. Neugierig – und wider besseres Wissen – schwamm ich dicht an den Rumpf der NAUTILUS heran und streckte die rechte Hand aus.

Der Stahl des Schiffsrumpfes glänzte noch wie früher, aber er war zur Gänze unter einer dünnen, lederartigen schwarzen Schicht verschwunden, die das Schiff wie ein zweite Haut aus Gummi überzog und sich jeder Kante, jedem Vorsprung und jeder Niete anpaßte. Und eine Sekunde später wußte ich auch, wovor mich Nemo hatte warnen wollen.

Im gleichen Augenblick, in dem meine Finger die schwarze Schicht berührten, lief eine zuckende Bewegung durch die Masse, und etwas

wie ein fingerloser Arm schnappte hoch und schmiegte sich sanft, aber trotzdem sehr kraftvoll, um mein Handgelenk.

Verzweifelt warf ich mich zurück, aber so dünn und weich das schwarze Material aussah, so zäh war es in Wirklichkeit. Mein Arm saß so unverrückbar in der Masse fest, als wäre er angewachsen.

Und dann sah ich etwas, was mir schier das Blut in den Adern gerinnen ließ… Die schwarze Gallerte umschloß meine Hand und einen Teil meines Unterarmes wie ein widerlicher Handschuh, aber sie gab sich nicht damit zufrieden, mich einfach festzuhalten, sondern kroch, langsam, aber unaufhaltsam, an meinem Arm empor!

Ich schrie auf und begann wie von Sinnen mit den Beinen zu strampeln – mit dem einzigen Ergebnis freilich, daß meine Füße den Schiffsrumpf berührten und ich plötzlich auch dort festklebte. Ich bäumte mich auf, zerrte und zog mit aller Gewalt, kam aber keinen Millimeter frei, sondern spürte im Gegenteil, wie das ekelige Zeug immer schneller an meinem Arm und den Beinen emporfloß. Plötzlich mußte ich an die toten Männer denken, die ich auf dem Meeresgrund gesehen hatte, vermeintlich vom Gewicht ihrer Anzüge gehalten, vielleicht aber auch von etwas anderem…

Plötzlich bemerkte ich einen Schatten, fuhr herum, soweit es meine unglückliche Lage zuließ, und – war ich schon Übergeschnappt vor Angst? Ich traute meinen Augen nicht, als ich die breitschultrige Gestalt in dem Taucheranzug erkannte, die sich mir mit hektischen Schwimmbewegungen näherte.

Der Mann gestikulierte heftig mit den Armen, und obwohl ich die Bedeutung seiner Gesten in diesem Moment nicht begriff, tat ich wohl instinktiv das Richtige, indem ich aufhörte, mich zu bewegen, denn er nickte zufrieden, löste einen gläsernen Behälter von seinem Gürtel und schraubte etwas auf sein oberes Ende, das wie eine übergroße Insektenspritze aussah. Er schwamm in weitem Bogen um mich herum, hielt in respektvollem Abstand zum Rumpf des Schiffes inne und hob sein sonderbares Instrument.

Als er es betätigte, schoß eine Wolke einer gelblichen Flüssigkeit heraus, verteilte sich im Meerwasser und senkte sich als feiner Nebel auf den schwarzen Überzug der NAUTILUS.

Wo sie ihn berührte, begann das Zeug zu verdorren, wurde grau und schrumpelig und löste sich in Sekundenschnelle in grauen schmierigen Schleim auf. Mein Retter nickte zufrieden, schwamm abermals um

mich herum und betätigte seine sonderbare Waffe erneut, wobei er die Strömung ausnutzte, um die Flüssigkeit auf eine möglichst große Fläche zu verteilen.

Dann berührte etwas von dem gelben Zeug meine Haut.

Und ich schrie vor Schmerz.

Es war nur ein Spritzer, den ich abbekam, aber er brannte sich wie glühendes Eisen in meinen Arm und hinterließ eine six-pence-große, heftig blutende Wunde.

Es war Säure, nichts anderes als Säure, was der Mann auf das schwarze Etwas spritzte, eine Säure, die scharf genug war, selbst den Rumpf der NAUTILUS anzugreifen, wo sie ihn durch die häßlichen Lücken, die plötzlich in dem schwarzen Überzug klafften, berührte. Dann begannen meine Hände zu schmerzen. Zuerst war es nur ein Brennen, aber es steigerte sich in Sekunden zur Raserei, so daß ich abermals vor Pein aufschrie. Der schwarze Überzug, der mich hielt, begann grau und brüchig zu werden, denn die Säure tötete nicht nur da, wo sie die Plasmamasse unmittelbar berührte, sondern schien sich in ihr weiterzufressen, aber im gleichen Maße, in dem er zerfiel, steigerte sich auch der Schmerz in meiner Hand, und als der schreckliche schwarze Handschuh schließlich abfiel, war meine Hand bis hinauf zum Ellbogen rot von meinem eigenen Blut.

Ich war halb besinnungslos, als der Taucher mich unter den Armen ergriff und mit einem heftigen Ruck losriß. Wie in Trance registrierte ich, wie er mich ein gutes Stück fort von der NAUTILUS und gleichzeitig nach unten zog, zu ihrem Heck und der Tauchkammer hin.

Meine Sinne schwanden, kurz nachdem wir in das Schilf eingedrungen und in die halb geflutete Schleuse geschwommen waren. Aber sie schwanden trotz allem nicht schnell genug, um mich nicht das Gesicht meines Retters erkennen zu lassen. Seines und das der zweiten, ebenfalls in einen Unterwasseranzug gehüllten Gestalt, die in der Kammer auf uns gewartet hatte.

Es waren die Gesichter von zwei Menschen, die ich nur zu gut kannte.

Die von Howard Phillips Lovecraft und seines Leibdieners Rowlf.

* * *

Das Haus war still. Die Geräusche, die von der Straße hereindrangen und düstere Geschichten erzählten, klangen gedämpft und sonderbar unwirklich; selbst das Licht wirkte blaß und seine Schatten länger und tiefer, als normal war.

Several dachte einen Moment lang fast interessiert über die sonderbare Verfassung nach, in der sie sich befand. Ihr Zustand war erschreckend. Auf der einen Seite sah sie ihre Lage ganz klar, mit fast wissenschaftlicher Präzision. Auf der anderen war sie halb von Sinnen vor Angst und Entsetzen. Aber es war eine ganz andere Art von Angst, als sie sie bisher gekannt hatte. Eine Art Taubheit des Geistes, die ihr logisches Denkvermögen zur gleichen Zeit zu lähmen wie zu schärfen schien. Es war verwirrend.

Sie sah zur Uhr. Es war fast elf, und der Gesang vom Marktplatz her war im Laufe der letzten Stunde immer lauter und lauter geworden. Wenn die Mitternacht herankam, würde er zu einem dröhnenden Chor geworden sein, dem fanatischen Schreien aus hunderten und aberhunderten von Kehlen, mit dem sie IHN riefen. Several runzelte verwirrt die Stirn, als ihr die Bedeutung dieses Gedankens klar wurde. Woher wußte sie das? Woher wußte sie mit einem Male Dinge, die sie gar nicht wissen konnte?

Sie kam zu keinem befriedigenden Ergebnis und verschob die Lösung dieses neuerlichen Rätsels auf später; wie die so vieler. Robert hatte gesagt, daß sie bis kurz vor Sonnenaufgang warten sollte, ohne das Haus zu verlassen, und irgend etwas war an seiner Art zu reden gewesen, was es ihr unmöglich machte, nicht zu gehorchen.

Sie stand auf und wollte zum Fenster gehen, aber noch bevor sie es erreichte, hörte sie die Tür im Erdgeschoß und blieb wieder stehen. Eine Stimme sagte etwas, das sie nicht verstand, und kurz darauf polterten die schweren Schritte von zwei oder auch drei Männern die Treppe hinauf. Several drehte sich zur Tür. Seltsam – sie hätte Angst haben müssen, aber sie fühlte nichts, nicht einmal Erschrecken.

Nicht einmal, als die Tür aufging und die hochgewachsene Gestalt unter der Öffnung erschien. In ihr war nur ein sonderbares Gefühl, als wäre etwas eingetroffen, worauf sie schon lange gewartet hatte.

»Komm mit mir, Several«, sagte McGillycaddy. Several gehorchte.

* * *

Ich hatte das Gefühl, nicht sehr lange ohne Bewußtsein gewesen zu sein. Ich fror erbärmlich, und nach der Kälte war das nächste, was ich fühlte, ein brennender Schmerz, als hätte ich einen nadelgespickten Handschuh über die rechte Hand gestreift. Ich blinzelte, unterdrückte ein Stöhnen und öffnete vorsichtig die Augen.

Mildes elektrisches Licht erfüllte den Raum, in dem ich mich befand. Knapp zwei Meter über meinem Kopf spannte sich eine leicht gebogene Decke aus poliertem Metall, und rechts von meinem Bett war ein rundes, jetzt allerdings sorgsam mit einem schweren samtenen Vorhang abgedecktes Bullaugen-Fenster.

Der Anblick ließ meine Erinnerungen schlagartig zurückkehren. Erschrocken setzte ich mich auf – und fiel ziemlich unsanft wieder in die Kissen zurück, als mir jemand einen Stoß vor die Brust versetzte. Eigentlich war es kein wirklicher Stoß, sondern nur ein sanfter Schubser, aber benommen, wie ich war, ließ er eine Woge rasender Wut in mir aufsteigen.

»Bleiben Sie liegen, junger Mann«, sagte eine Stimme neben mir. Zornig wandte ich den Kopf und blickte in ein streng geschnittenes Gesicht mit fast schwarzer Haut und kurzem krausen Haar.

»Was soll das?« fragte ich ärgerlich. »Ich –«

»Was das soll, kann ich Ihnen erklären«, unterbrach mich mein Gegenüber.

»Ich habe mir die Freiheit genommen, Ihnen eine Injektion zu geben, die Ihre Schmerzen lindert. Aber Sie sollten noch zehn Minuten warten, bis das Medikament wirkt. Sonst wird Ihnen nämlich so übel wie noch nie zuvor in Ihrem Leben, mein Freund.«

Verwirrt starrte ich den Farbigen an, dann grub ich den Arm unter der Bettdecke hervor und hob ihn vor die Augen. Meine rechte Hand war unter einem weißen Verband verschwunden, der sich fast bis zum Ellbogen hinaufzog und so stramm angelegt war, daß ich nicht einmal einen Finger bewegen konnte. Und er tat verdammt weh.

»Wer sind Sie?« fragte ich, schon etwas friedlicher gestimmt. »Und was ist geschehen?«

Mein Gegenüber lächelte freundlich. »Mein Name ist Oobote«, sagte er. »Ich bin Arzt. Und ich denke, ich hole Ihnen jemanden, der Ihnen alles viel besser erklären kann.« Er stand auf, ließ seine Injektionsspritze nachlässig in der Tasche seines weißen Kittels

verschwinden und ging zur Tür, blieb aber noch einmal stehen und sagte: »Aber tun Sie sich selbst und dem armen Matrosen, der diesen Raum sauberhalten muß, einen Gefallen und bleiben Sie liegen, Mister Craven.«

Damit verschwand er, und ich blieb allein zurück. Neugierig sah ich mich um. Ich war nicht in der Kabine, in der ich mich bei meinem ersten Besuch auf der NAUTILUS aufgehalten hatte. Diese Kammer war größer und sehr viel kostbarer eingerichtet. Das Bett, in dem ich erwacht war, schien handgeschnitzt und mußte mindestens hundert Jahre alt sein, und in den Bildern, die die Metallwände zierten, glaubte ich einige alte Meister zu erkennen, obgleich ich alles andere als ein Kunstkenner war. Die Einrichtung war spärlich, aber erlesen genug, dem Buckingham-Palast zur Zierde zu dienen. Ich vermutete, daß es sich um Nemos Privatkabine handelte.

Ich wartete etwa zehn Minuten, bis das halbrunde Metallschott wieder zur Seite glitt und den Weg für Nemo freigab. Der schlanke Kapitän der NAUTILUS lächelte übertrieben, als er meinem Blick begegnete, kam näher und streckte die Hand aus, ließ den Arm aber sofort wieder sinken, als sein Blick meine bandagierte Rechte streifte. Hinter ihm ertönte ein dumpfes »Klang«.

Abrupt sah ich auf – und stieß überrascht die Luft zwischen den Zähnen hervor. Der dröhnende Laut war das Krachen gewesen, mit dem der Messinghelm eines Mannes im Taucheranzug gegen den niedrigen Türsturz geprallt war.

»Das ist doch...« Ich vergaß die Warnung des Arztes, setzte mich abrupt auf und fiel um ein Haar in Nemos Arme, als mir prompt schwindelig wurde. Mühsam rappelte ich mich hoch, stützte mich auf den unverletzten linken Arm und starrte das Gesicht hinter der runden Helmscheibe an.

»Rowlf«, murmelte ich. »Wie zum Teufel –

Ich sprach nicht weiter, denn in diesem Moment erschien eine zweite, ebenso abenteuerlich gekleidete Gestalt hinter Rowlf in der Türöffnung, bewies aber – gewarnt durch sein Geschick – mehr Umsicht und bückte sich tief unter der Tür hindurch.

Es war Howard! Die Vision, die ich gehabt hatte, kurz bevor mir die Sinne schwanden, war keine Vision gewesen!

»Nun, mon Ami«, sagte Nemo freundlich, »wenn Sie sich kräftig genug fühlen, können wir vielleicht reden.«

Ich hörte nicht einmal hin, sondern starrte nur abwechselnd Rowlf und Howard an, die wie zwei Gestalten aus einer anderen Welt in ihren monströsen Unterwassermonturen vor meinem Bett standen und auf mich herabblickten. »Aber… aber wie… wie kommt ihr hierher?« stammelte ich. »Was… was bedeutet das alles?«

»Sei froh, daß wa hier sin«, polterte Rowlf auf seine unnachahmlich freundliche Art. »Wenn nich, wärse nämlich jetz Fischfutter, weisse?«

»Du… du hast mich gerettet«, murmelte ich. »Du warst der Mann, der mich von diesem Zeug befreit hat.«

Rowlf nickte. »War ich«, sagte er. »Dich kamma wirklich nichn Moment alleinlassn, ohne dasse inne Bredouille geräts, wie?«

Verwirrt starrte ich ihn an, dann wandte ich mich an Howard. Ich erschrak, als ich sein Gesicht hinter der spiegelnden Helmscheibe erkannte. Howard hat niemals wie das blühende Leben ausgesehen, sondern schon immer einen leicht kränklichen Eindruck gemacht – aber jetzt sah er aus wie der Tod auf Latschen. Sein Gesicht war bleich, die Wangen eingefallen, und seine Stirn glänzte fiebrig. Unter seinen Augen lagen tiefe, schwarz umrandete Ringe, und seine Haut glänzte wie Wachs.

»Du bist krank!« sagte ich erschrocken. »Mein Gott, du bist ja –«

Howard unterbrach mich mit einer fast ängstlich wirkenden Handbewegung. Ich hatte das sichere Gefühl, daß es ihm unangenehm war, über dieses Thema zu reden. »Später«, sagte er. »Ich erkläre dir alles, Robert, aber im Moment ist keine Zeit dazu.«

Ich brannte vor Neugier und Ungeduld, aber etwas sagte mir, daß Howards Worte wirklich so ernst gemeint waren, wie sie sich anhörten, und so wandte ich mich wieder an Nemo.

»Was ist passiert?« fragte ich. »Wieso liegt die NAUTILUS noch hier, und was ist mit Dagon?«

Nemos Gesicht verdüsterte sich. »Dagon hat wenig damit zu tun«, sagte er düster. »Ich fürchte, die Hauptschuld an unserem Unglück liegt bei mir.«

»Sie haben Dagon unterschätzt«, vermutete ich.

Nemo lachte, aber es klang nicht besonders amüsiert. »Unterschätzt?« Er schüttelte heftig den Kopf. »Keineswegs, mein Junge. Dagon trägt

nicht die Schuld an unserer Havarie.«

»So?« frage ich zweifelnd. »Ich kann mich täuschen, aber ich hatte den Eindruck, daß ihr neuer Tarnanstrich von Dagon ausgeführt wurde.«

Howard lachte leise, während mich Nemo einen Moment irritiert anstarrte, bis er begriff, was ich meinte. »Ach das«, sagte er. »Natürlich – diese Kreatur gehört zu ihm. Aber wir wußten davon und wären längst nicht mehr hiergewesen, wenn alles nach Plan verlaufen wäre.«

»Und was hat Ihre Pläne gestört?« fragte ich.

»Spears«, antwortete Nemo ernst

»Spears? Aber wieso?«

»Ich ließ ihn zu meiner unterirdischen Basis bringen«, erklärte Nemo, »um mich später mit ihm zu unterhalten. Aber ich fürchte, ich habe ihn unterschätzt, Robert, und genau das ist mir passiert. Ich dachte, er wäre vernünftig genug, abzuwarten, bis ich zu ihm komme, und ich dachte, meine Sicherheitsmaßnahmen wären ausreichend, ihn zu halten, selbst wenn er einen Ausbruchsversuch unter –«

Ich unterbrach Nemo mit einem Seufzen. Ich hatte vergessen, daß er wohl der mit Abstand schwatzhafteste Mensch war, den ich kannte. »Sagten Sie nicht, daß wir keine Zeit zu verlieren haben?« fragte ich.

Nemo blickte mich fast betroffen an, dann nickte er. »Natürlich«, sagte er. »Sie haben vollkommen recht, Robert. Ich muß mich kurz fassen. Also, um zum Wichtigsten zu kommen: Es gelang Spears, aus seiner Unterkunft zu entfliehen. Das allein wäre noch keine Katastrophe gewesen, obgleich er einen meiner Männer getötet hat, denn meine Basis liegt hundert Yards unter dem Meeresspiegel. Aber dann geschah etwas, was niemals hätte geschehen dürfen.«

»Und was?« fragte ich, als Nemo nicht weitersprach, sondern mich nur gewichtig ansah.

Nemo atmete tief ein. »Es gelang ihm, sich an Bord der NAUTILUS zu schleichen«, sagte er. »Niemand hat es bemerkt. Er war hier, als wir in den See einliefen und Dagon und seine Kreaturen angriffen.«

Wieder sprach er nicht weiter, aber diesmal war es keine rein rhetorische Pause; er starrte an mir vorbei, und seine Lippen preßten sich zu einem schmalen Strich zusammen. Die Erinnerung mußte ihm

sehr unangenehm sein.

»Er muß den Verstand verloren haben«, murmelte er. »Er schlich sich in die Zentrale, nahm einen Schraubenschlüssel und zertrümmerte das Steuerpult.«

»Mit einem Schraubenschlüssel?« vergewisserte ich mich. »Sie wollen sagen, daß ein einzelner Mann mit einem ordinären Schraubenschlüssel ein Wunderschiff wie die NAUTILUS außer Gefecht setzen konnte?!«

Nemo nickte betrübt. »Ich fürchte, es ist so. Es war eine Verkettung unglücklicher Zufälle, die niemand einkalkulieren konnte, aber Tatsache ist, daß die NAUTILUS seit annähernd sechzehn Stunden bewegungsunfähig ist.«

»Aber Ihre Mechaniker kriegen sie doch wieder flott, oder?« fragte ich.

Nemo nickte. »Das ist nicht das Problem. Der Schaden ist groß, zudem Spears Angriff einige Kurzschlüsse hervorgerufen hat, die wiederum andere Teile des Schiffes in Mitleidenschaft zogen, aber es ist nicht so schlimm, daß wir hier nie wieder wegkämen. In acht, spätestens zehn Stunden ist die NAUTILUS wieder manövrierfähig; zumindest notdürftig.«

»Wo liegt dann die Schwierigkeit?« fragte ich.

Diesmal war es Howard, der antwortete. »Du kennst sie, Robert. Du hast selbst schon mitten drin gesteckt. Hätte Rowlf dich nicht befreit...« Er sprach nicht weiter, aber das war auch nicht nötig.

»Diese... Masse, in der das Schiff steckt?«

Howard nickte. »Ja. Wir wissen nicht, was es ist, und wir wissen nicht einmal, wie Dagon es lenkt – wenn er das überhaupt tut – aber es wird uns nicht so viel Zeit lassen. Es erschien vor vier oder fünf Stunden und begann das Schiff einzuhüllen.«

»Was tut es?« fragte ich. »Außer harmlose Passanten aufzufressen?«

Howard lächelte flüchtig. »Das wissen wir nicht. Ich glaube nicht, daß es sich um ein denkendes Wesen handelt, wenn es das ist, was du meinst. Es... es scheint eine Art Protoplasma-Masse zu sein, die nichts anderes tut als sich fortzubewegen und zu fressen. Es greift die Schiffshülle an.«

Ich starrte ihn an. »Aber der Rumpf der NAUTILUS ist aus Stahl!« keuchte ich.

»Und trotzdem greift ihn dieses Zeug an«, sagte Nemo düster. »Am Heck, wo die Panzerung dünner ist, sind bereits einige kleinere Lecks entstanden. Noch halten unsere Schotten, aber ich weiß nicht, wie lange noch. Ich befürchte, uns bleiben nicht mehr als zwei, allerhöchstens drei Stunden. Wenn überhaupt.«

»Und was tut ihr dagegen?« fragte ich, an Howard gewandt.

Howard sah mich ernst an. »Wir haben versucht, etwas zu tun, Robert«, sagte er leise. »Gleich als wir es bemerkten. Hast du die Toten draußen gesehen?«

Ich nickte.

»Es war ein halbes Dutzend meiner besten Männer«, murmelte Nemo. »Wir haben alles ausprobiert – Sprengstoff, Gift, Messer, Dieselöl – alles, was Sie sich denken können. Aber was immer diese Masse darstellt – sie scheint völlig unempfindlich gegen jede bekannte Waffe zu sein.«

Einen Moment lang sah ich ihn an, dann hob ich demonstrativ meinen bandagierten Arm in die Höhe. »Nicht ganz«, sagte ich. »Sonst würde ich wohl kaum noch leben.«

»Die Säure?« Howard schüttelte resigniert den Kopf. »Vergiß es, Junge. Sie tötet die Masse zwar ab, aber wir haben nicht genug, um ihr auch nur ernsthaften Schaden zufügen zu können. Das, was Rowlf dabei hatte, war unser gesamter Vorrat.«

»Wovon?« fragte ich.

»Königswasser«, erklärte Howard. »Hast du schon einmal davon gehört?«

Ich schüttelte den Kopf, und Howard fuhr mit einer Kopfbewegung auf meinen Arm hin fort: »Du kannst von Glück sagen, daß du nur einen tausendfach verdünnten Spritzer abbekommen hast. Es ist die gefährlichste Flüssigkeit, die es überhaupt gibt. Salzsäure ist das reinste Erfrischungsgetränk dagegen. Außer Glas zerstört es alles. Aber wir haben nicht genug davon.«

»Und auch keine Möglichkeit, sie herzustellen?«

»Die NAUTILUS ist ein Unterseeboot, kein schwimmendes Chemielabor«, sagte Nemo gereizt. Dann lächelte er und fuhr sich mit einer fahrigen Geste durch das Gesicht. »Entschuldigen Sie, Robert«, sagte er. »Ich bin... nervös.«

»Schon gut.« Ich richtete mich weiter auf, schwang vorsichtig die Beine vom Bett und atmete erleichtert auf, als es mir gelang, die Füße auf den Boden zu setzen, ohne daß mir schwindelig oder übel wurde, »Was habt ihr jetzt vor?« fragte ich.

»Es gibt noch ein oder zwei Dinge, die wir versuchen werden«, antwortete Howard. »Fühlst du dich kräftig genug, uns in den Salon zu begleiten?«

»Natürlich.« Ich lächelte zuversichtlich, stand auf und wäre prompt auf die Nase gefallen, hätte mich Rowlf nicht aufgefangen,

»Soll ich dir tragn?« fragte er grinsend. Ich schenkte ihm einen bösen Blick, schlug seinen Arm beiseite und riß mir dabei den Knöchel an seinem Anzug auf. Rowlfs Grinsen wurde noch breiter, aber er war diplomatisch genug, wenigstens so zu tun, als hätte er es nicht bemerkt.

Mühsam bückte ich mich nach der trockenen Hose, die auf einem Stuhl neben dem Bett hing, schlüpfte hinein und angelte nach dem dazugehörigen Hemd, gab den Versuch, es mit nur einem Arm überzustreifen, aber schon bald wieder auf. Ich fröstelte. Zum ersten Male fiel mir auf, wie kalt es hier drinnen war.

Nemo stand ebenfalls auf und half mir, das Hemd über die Schultern zu hängen. Ich bedankte mich mit einem Kopfnicken, wandte mich an Howard und wies mit der unverletzten Hand zur Tür. »Wir können«, sagte ich.

* * *

Die See war noch ruhiger geworden, obgleich Lawrence dies vor einer halben Stunde noch für unmöglich gehalten hätte. Der grauschwarze Ozean lag jetzt glatt wie ein See aus geschmolzenem Pech da, und selbst die Bugwelle, die die mit voller Kraft laufende KING GEORGE hinter sich herschleppte, schien viel kleiner und müder zu sein, als normal gewesen wäre. Und es war still, unheimlich still. Das rhythmische Dröhnen der gewaltigen Dieselmotoren im Rumpf des Schiffes schien das einzige Geräusch auf der ganzen Welt zu sein.

Nicht einmal das Klatschen der Wellen war zu hören.

Dafür war der Nebel dichter geworden. Und es war der sonderbarste Nebel, den Lawrence jemals erlebt hatte.

Er bewegte sich. Es war nicht so, daß ihn der Wind vor sich hertrieb – das war schlechterdings unmöglich, denn es wehte kein Wind – aber er schien sich auf fast magische Weise im gleichen Tempo von der KING GEORGE zu entfernen, in dem der Kreuzer ihm näherzukommen versuchte; eine große, an den Rändern zerfaserte Wolke, die vom Himmel gefallen schien und auf dem Meer tanzte. Und in ihrem Zentrum, als wäre dieser graue Schleier ein schützender Schirm, den es um sich herum errichtet hatte, befand sich das Schiff.

Obgleich sie näher gekommen waren, vermochte es Lawrence noch immer nicht richtig zu erkennen. Er sah nur, daß es groß war, unglaublich groß, und daß es sich trotz seiner gigantischen Ausmaße mit erstaunlicher Eleganz und Leichtigkeit bewegte. Und vollkommen lautlos.

»Sir?«

Lawrence wandte den Blick, als er die Stimme seines Adjutanten hörte. »Was gibt es denn, Stayley?« fragte er ungeduldig. Er war nervös, wie alle hier auf der Brücke; wie alle auf dem Schiff. Aber er war der einzige, der dies nicht zeigen durfte.

»Ich glaube, wir holen langsam auf«, sagte Stayley.

Lawrence nickte. Während der letzten Minuten war der Abstand zwischen der KING GEORGE und dem geisterhaften Schiff spürbar geringer geworden. Lawrence wußte nicht, ob das daran lag, daß ihre modernen Maschinen dem Dutzend seltsam gezackter Segeln, das an den drei riesigen Masten prangte, überlegen waren, oder ob der Kapitän des anderen Schiffes wollte, daß sie ihn einholten. Er wußte vor allem nicht, welche Möglichkeit ihm lieber gewesen wäre, hätte er eine Wahl gehabt.

»Ich weiß«, antwortete er knapp. »Wir halten unser Tempo.« Damit wandte er sich um, blickte noch einmal zu dem verschwommenen Schatten weit vor der KING GEORGE hinüber und verließ dann mit energischen Schritten die Brücke.

Die kalte Nachtluft schien ihm wie eine eisige Hand ins Gesicht zu schlagen, als er die schmale Eisenleiter zum Deck hinunterging. Zwei Matrosen, die ihm entgegenkamen, salutierten eilfertig, aber Lawrence

bemerkte es nicht einmal, sondern stürmte grußlos an ihnen vorüber und eilte zum Bug.

Die beiden gewaltigen Buggeschütze der KING GEORGE schienen wie mahnend ausgestreckte Riesenfinger auf den tanzenden Schatten zu deuten, als Lawrence das vordere Ende des Schiffes erreichte. Ihm war mit einem Male kalt, und jetzt, als er nicht mehr das schützende Glas des Brückenfensters zwischen sich und dem gewaltigen Schiff hatte, fühlte er sich auf sonderbare Weise ausgeliefert und schutzlos. Irgend etwas körperlos Drohendes umgab das Schiff.

Er hob seinen Feldstecher und fingerte sekundenlang nervös an der Feineinstellung herum, aber das Ergebnis war immer das gleiche: der monströse Schatten kam zwar näher, aber er wurde nicht deutlicher. Es war, als wäre außer dem Nebel noch etwas zwischen ihm und diesem Schiff, etwas, das aufs Gründlichste verhinderte, daß er es genauer erkennen konnte.

Plötzlich schien ein deutlicher Ruck durch den Schatten zu gehen, und als Lawrence sein Glas senkte, sah er, daß die Nebelwand ein gutes Stück näher gekommen war und jetzt schnell auf die KING GEORGE zuglitt. Das fremde Schiff hatte seine Geschwindigkeit abermals gedrosselt.

Lawrence drehte sich herum und winkte einen Matrosen heran. »Gehen Sie zur Brücke«, sagte er. »Sie sollen auf halbe Fahrt heruntergehen. Und dann bringen Sie mir eine Flüstertüte. Und beeilen Sie sich.«

Der Mann entfernte sich hastig, und Lawrence blickte wieder auf die Nebelwand.

Plötzlich hatte er Angst. Das Gefühl war ganz plötzlich da, von einer Sekunde auf die andere, und so warnungslos wie ein Raubtier, das ihn aus einem Versteck heraus ansprang; aber es war so heftig, daß er sich kaum dagegen wehren konnte. Der Nebel wogte und waberte hin und her, und je näher die KING GEORGE der brodelnden Wand aus Grau und huschender Bewegung kam, desto stärker wurde die Furcht, die Lawrence verspürte. Es war, als flüstere ihm der Nebel zu, wegzubleiben, auf der Stelle kehrt zu machen und zu verschwinden, so lange er es noch konnte.

Er versuchte den Gedanken zu verscheuchen, aber es ging nicht. Geh weg! flüsterte die Stimme des Nebels hinter seinen Gedanken. Geh weg, Mensch! Geh! Fliehe diesen Ort, der den deinen nur Unglück

bringt!

Lawrence biß sich so heftig auf die Lippen, daß sie zu bluten begannen. Der Schmerz ließ ihn aufstöhnen, aber er vertrieb auch die bizarren Visionen und schuf wenigstens für einen Moment wieder Klarheit hinter seiner Stirn.

Aber die Stimme blieb; leiser zwar, doch noch immer verständlich, und für einen ganz kurzen Augenblick war Lawrence ernsthaft versucht, auf ihre Warnung zu hören und das Kommando zum Beidrehen zu geben.

Dann kam der Matrose zurück und reichte ihm die Flüstertüte, und seine Ankunft riß Lawrence endgültig in die Wirklichkeit zurück. Gebannt blickte er nach vorne. Die KING GEORGE hatte bereits merklich an Tempo verloren, aber ihr stählerner Bug pflügte das Meer noch immer mit der Geschwindigkeit eines Rennpferdes, und die Grenze des unheimlichen Nebels kam rasch näher.

Als das Schiff in ihn hineinglitt, geschah etwas Merkwürdiges. Lawrence war sich nicht sicher, es wirklich zu sehen, aber für einen Moment hatte er den Eindruck, daß der zollstarke Stahl des Rumpfes durchsichtig wie Glas würde, und für einen noch kürzeren Moment verspürte er ein heftiges, unangenehmes Kribbeln, als berührten ihn tausende unsichtbarer winziger tastender Finger, überall am Körper zugleich. Dann war es vorbei, und im gleichen Moment sah er das Schiff.

Der Nebel schien wirklich eine Art Schutzwall gewesen zu sein, denn kaum hatte die KING GEORGE seine Grenze passiert, konnte Lawrence das unbekannte Schiff in normaler Schärfe erkennen. Und auch die warnende Stimme hinter seiner Stirn hörte abrupt auf zu flüstern.

Das Schiff war ein Gigant. Es war mehr als zehnmal so groß wie die KING GEORGE, hatte drei riesige, scheinbar bis in den Himmel reichende Masten und eine Unzahl Segel, die, gewaltigen Schwimmhäuten gleich, prall gebläht an den Masten zerrten, obgleich sich nicht der leiseste Windzug rührte. Seine Bordwände ragten hoch wie ein Mietshaus aus dem Wasser, und weit über seinem Kopf konnte Lawrence die – jetzt allerdings geschlossenen – Luken einer gleich fünffachen Reihe von Geschützen erkennen, die das Schiff zu einer schwimmenden Festung machen mußten. Nirgends an Bord dieses schwimmenden Riesen war auch nur das mindeste Licht zu sehen, und trotz der prall geblähten Segel und der bis zum Zerreißen gespannten Taue war es noch immer unheimlich still. Lawrence hob seinen

Feldstecher und blickte mit klopfendem Herzen zu dem Riesenschiff auf. Das Gerät funktionierte jetzt wieder einwandfrei; Lawrence sah jede noch so winzige Einzelheit des Schiffes, als läge es auf Armeslänge vor ihm: der hölzerne Rumpf, der ihn auf skurrile Weise an eine chinesische Dschunke erinnerte und dessen Planken so sorgsam bearbeitet waren, daß es fast aussah, als wäre er aus einem einzigen Stück gearbeitet; die gigantischen Masten, die so dick sein mußten, daß drei Männer sie nicht umfassen konnten; die Decksaufbauten, die aus seiner ungünstigen Position heraus betrachtet seltsam geduckt und klein erschienen, und zum Heck hin in einem gewaltigen Turm ausliefen, und schließlich den Namenszug, der in übermannsgroßen goldenen Lettern am Bug prangte:

DAGON

Lawrence setzte sein Glas ab und runzelte die Stirn. Dieser Namenszug berührte etwas in ihm, tief in seiner Seele, und er tat es auf sehr unangenehme Art und Weise. Aber er wußte nicht, was es war.

Langsam glitt die KING GEORGE näher an den schwimmenden Giganten heran, und das unangenehme Gefühl in Lawrence nahm an Intensität zu. Er versuchte sich einzureden, daß er keinen Grund hatte, Angst zu haben. Die KING GEORGE war ein Zwerg gegen die DAGON, aber das Schiff war trotz seiner imposanten Erscheinung nicht viel mehr als ein schwimmender Anachronismus, der zwei-, oder auch dreihundert Jahre zu spät kam, während die KING GEORGE das Nonplusultra der englischen Seemacht darstellte. Sie war eine verbesserte – und größere – Ausführung der berühmt-berüchtigten Kanonenboote, auf deren Macht ein Großteil der britischen Seeüberlegenheit beruhte, und sie war gut bewaffnet, es selbst mit diesem Giganten aufzunehmen, wenn es sein mußte. Sicher, gegen die DAGON wirkte sie klein und verloren – aber schließlich war auch ein Piranha nicht sonderlich groß.

Trotzdem wurde das nagende Gefühl von Furcht in Lawrence immer stärker, je weiter sie sich dem Riesenschiff näherten.

Die KING GEORGE wurde langsamer und drehte längsseits, und schließlich war aus dem Dröhnen der Dieselmotoren ein leises Tuckern geworden, als das Schiff – ein Hecht neben einem Wal – längs der DAGON auf den Wellen schaukelte.

Lawrence hob die Flüstertüte an die Lippen. »Kapitän der DAGON!« rief er. »Hier spricht Kapitän Lawrence von der HMS KING GEORGE. Sie befinden sich in britischen Hoheitsgewässern. Drehen Sie bei und

identifizieren Sie sich.«

Das Instrument verzerrte seine Stimme so sehr, daß er sie selbst kaum wiedererkannte, und es schien Lawrence, als schlucke der Nebel noch einen großen Teil ihres Klanges, bis nur noch düstere, unheimliche Töne übrigblieben, die kaum mehr Ähnlichkeit mit einer menschlichen Stimme hatten.

Er schob den Eindruck auf seine Nervosität und wiederholte seine Durchsage; drei-, vier-, fünf-, schließlich sechsmal, ohne daß auch nur die geringste Reaktion erfolgte. Die DAGON folgte weiter unbeirrbar ihrem Kurs, und die KING GEORGE lief neben ihr her wie ein Jagdhund neben einem Elefanten.

Lawrence ließ seine Flüstertüte sinken und hob die rechte Hand. Die Matrosen hinter ihm hatten nur auf dieses Zeichen gewartet. Für gute zwei Minuten schien sich das Deck der KING GEORGE in einen wimmelnden Ameisenhaufen zu verwandeln, während sich das halbe Dutzend großer Zwillingsgeschütze auf den riesigen Leib der DAGON ausrichtete. Dann kehrte wieder Ruhe ein.

Kapitän Lawrence hob sein Instrument erneut. »DAGON!« rief er, so laut er konnte. »Dies ist die letzte Warnung. Nehmen Sie Fahrt weg, oder ich lasse das Feuer eröffnen.«

Wieder verging fast eine Minute, dann erschien hinter der Reling des Riesenschiffes, etwa auf der Höhe der KING GEORGE, eine Gestalt. Sie war zu weit entfernt und zu hoch über Lawrence, als daß er Einzelheiten erkennen konnte, aber er hatte das sichere Gefühl, daß der Mann direkt auf ihn herabsah; nicht etwa auf das Schiff oder die drohend ausgerichteten Kanonen, sondern auf ihn.

Aber das war auch alles, was geschah. Die DAGON jagte weiter, und mit Ausnahme der einen Gestalt hinter der Reling zeigte sich nicht eine Spur von Leben auf ihrem Deck.

Lawrence schauderte. Womit hatte er das Schiff verglichen, vorhin, bei seinem ersten Gespräch mit Stayley? Mit dem fliegenden Holländer? Vielleicht war dieser Vergleich gar nicht so lächerlich gewesen.

»Sie da oben!« schrie er. »Können Sie mich verstehen? Antworten Sie!«

Der Mann antwortete nicht. Er rührte sich nicht einmal, sondern stand starr wie eine Statue da, nicht mehr als ein Schatten in der Nacht. Lawrence rief noch ein halbes Dutzend Mal, in allen Sprachen, die er

kannte – und das waren eine ganze Menge, denn er hatte genug Jahre seines Lebens auf See und in den verschiedensten Häfen verbracht, um aus sehr vielen Sprachen einige Brocken aufzuschnappen – aber die Gestalt reagierte nicht auf eines seiner Worte.

Schließlich hob Lawrence schweren Herzens den linken Arm, stieß die Faust zweimal hintereinander rasch nach oben und senkte sie wieder.

Eines der Buggeschütze stieß ein ohrenbetäubendes Donnern und eine meterlange, funkensprühende Flammenzunge aus, und eine halbe Sekunde später explodierte dicht vor dem hochgereckten Bugspriet der DAGON die See.

Der Warnschuß war so knapp plaziert, daß Lawrence für einen Moment fürchtete, er hätte die DAGON getroffen. Aber das Schiff jagte ungerührt weiter.

»Das war die letzte Warnung!« schrie Lawrence. »Der nächste Schuß ist gezielt. Sie haben genau eine Minute Zeit, die Segel zu streichen und beizudrehen!«

Erschöpft ließ er sein Sprechinstrument sinken, fuhr sich nervös mit der Zungenspitze über die Lippen und warf einen raschen Blick nach rechts und links. Seine Männer standen an den Geschützen, wohin sie geeilt waren, als er das Schiff in Gefechtsbereitschaft versetzen ließ, und er wußte, daß sie seinem Befehl Folge leisten würden, wenn er die DAGON wirklich unter Beschuß nehmen würde. Aber ihre Gesichter wirkten bleich und verkrampft, und Lawrence las die gleiche Angst in ihren Augen, die er auch selbst verspürte.

Viele von ihnen waren altgediente Marinesoldaten und hatten auf zahlreichen Kriegsschauplätzen ihren Mann gestanden, aber keinem war je etwas wie die DAGON begegnet. Und auch in Lawrence sträubte sich etwas bei dem Gedanken, das Feuer auf diesen Giganten eröffnen zu sollen. Er wußte nicht, ob er es wirklich tun würde, wenn der Kapitän dieses bizarren Schiffes auch seine letzte Warnung mißachtete.

Die Minute war längst um, aber Lawrence wartete weiter. Selbst, wenn man dort oben sofort auf den Warnschuß reagierte, würde es bei einem solchen Riesenschiff wohl seine Zeit dauern, bis irgend etwas von dieser Reaktion sichtbar wurde. Eine weitere Minute verstrich, dann noch eine und noch eine und noch eine, und schließlich begriff Lawrence, daß das Schiff nicht anhalten würde. Dann...

Es begann beinahe unsichtbar. Etwas an der DAGON veränderte sich,

ohne daß Lawrence gleich zu sagen vermochte, was. Irgend etwas geschah mit den Schatten, und mit einem Male schien der Nebel wieder dichter zu werden und die Umrisse des Schiffes aufzulösen.

Es dauerte endlose Sekunden, bis Lawrence begriff, was wirklich vorging. Der Nebel blieb, wie er war – aber die DAGON begann zu verblassen!

Ihre Konturen wurden schwächer. Die gewaltigen, erdfarbenen Segel schienen mit einem Male durchsichtig zu werden, so daß der sternenübersäte Nachthimmel dahinter sichtbar wurde, dann begannen ihre Umrisse zu zerfließen, als nage der Nebel wie unsichtbare Säure an dem Schiff und löse es auf.

Und dann verschwand sie. Von einer Sekunde auf die andere war die DAGON verschwunden wie ein Spuk, und mit ihr der unheimliche Nebel. Nur noch die Nacht und das Meer und die KING GEORGE waren da.

Und ein hundert Fuß tiefes und zehnmal so langes Loch in der Meeresoberflache, wo das Geisterschiff gewesen war.

Kapitän Lawrence hatte nicht einmal mehr genug Zeit, zu erschrecken, ehe die Wassermassen mit einem urgewaltigen Krachen über der Lücke zusammenschlugen, die die DAGON hinterlassen hatte.

Der Sog erfaßte die KING GEORGE wie eine unsichtbare Riesenfaust, drückte sie zehn, zwanzig Yards tief unter die Wasseroberfläche und zermalmte sie.

* * *

Der Salon der NAUTILUS hatte sich drastisch verändert. Aus dem gepflegten Etablissement, das mehr in ein Pariser Luxushotel paßte als in ein Unterwasserschiff, war ein Chaos geworden, in dem nichts mehr an dem Platz war, an dem ich es das letzte Mal gesehen hatte. Selbst die Fußbodenplatten waren herausgerissen worden, so daß ich aufpassen mußte, wo ich hintrat, wollte ich mir nicht noch ein gebrochenes Bein einhandeln. »Gemütlich haben Sie es, Nemo«, sagte ich.

Nemo lächelte, deutete auf einen Stuhl und machte eine einladende Bewegung mit der Hand. Ich folgte der Geste, wandte mich jedoch sofort wieder um, um nach Howard und Rowlf zu sehen, die gleich

hinter mir den Salon betreten hatten.

Die beiden standen vor der gegenüberliegenden Wand, wo es neben einem weiteren, jetzt jedoch geschlossenen Schott zwei tassengroße Ventile gab, an die Rowlf jetzt mit geübten Bewegungen einen spiralförmig gewundenen Schlauch anschloß, dessen anderes Ende er an Howards Anzug befestigt hatte. Mir fiel erst jetzt auf, daß die beiden keine Atemgeräte trugen, obgleich ihre Anzüge vollkommen geschlossen waren und ich aus eigener Erfahrung wußte, daß die monströsen Monturen absolut luftdicht schlossen. Mit einer Mischung aus Neugier und Bedrückung sah ich zu, wie Howard die Prozedur anschließend bei Rowlf wiederholte. Dann kamen die beiden auf mich zu, die Schläuche wie bizarre Nabelschnüre hinter sich herziehend, machten jedoch keinerlei Anstalten, sich zu setzen – was in den Unterwasseranzügen wohl auch schwerlich möglich gewesen wäre.

»Was bedeutet das alles, Howard?« fragte ich. »Warum tragt ihr an Bord der NAUTILUS diese Anzüge?«

Howard drehte den Kopf und blickte noch einmal zu Nemo und den beiden Mechanikern hinüber, als müsse er sich erst davon überzeugen, daß noch genug Zeit sei, ehe er antwortete.

»Es muß sein, Robert«, sagte er schließlich. »Es ist die einzige Möglichkeit für Rowlf und mich, uns überhaupt an Bord des Schiffes zu bewegen.«

»Aber warum zum Teufel?« fuhr ich auf. »Was ist –«

Howard unterbrach mich mit einer Handbewegung. »Warte. Ich erkläre dir alles. Soviel Zeit ist noch.« Er seufzte, tauschte einen besorgt wirkenden Blick mit Rowlf aus und begann auf seine leise, präzise Art zu erzählen. Einen Teil von dem, was er zu berichten hatte, wußte ich bereits, der andere, schrecklichere Teil war mir neu. (Howard wurde von den Jüngern der Thul Saduun mit der Tollwut infiziert. Nachzulesen in Band 11 »Engel des Bösen«)

Als er zu Ende gekommen war, starrte ich ihn fast eine Minute lang erschüttert an.

»Rowlf und ich sind nicht aus London geflohen, weil wir Angst hatten«, schloß er. »Aber wir konnten nicht bleiben. Sie hätten uns in eine Klinik eingesperrt, bis wir gestorben wären. Aber es gab noch zu viel zu tun. Und du warst nicht da.«

»Aber ihr… Nemo hat gesagt, daß…«

»Ich weiß, was Nemo gesagt hat«, unterbrach mich Howard. »Ich habe ihm verboten, dir die Wahrheit zu sagen.«

»Aber warum?«

»Weil ich dich kenne, Robert. Du hättest alles stehen- und liegenlassen und versucht, Rowlf und mir zu helfen, statt dich um Wichtigeres zu kümmern.«

»Wichtigeres als dein Leben?«

Howard nickte. »Ein Menschenleben zählt nichts, Junge. Nicht in dem Spiel, das wir spielen.«

Ich starrte ihn an. »Wie... wie lange habt ihr noch zu...«

Howard zuckte mit den Achseln. »Ein paar Tage, eine Woche... vielleicht zwei. Ich weiß es nicht Die Abart der Tollwut, mit der Cohen experimentiert hat, ist besonders bösartig, Robert. Wir tragen diese Anzüge nicht zum Vergnügen. Eine einzige Berührung von Rowlf oder mir kann sie übertragen. Selbst unsere Atemluft wirkt ansteckend.«

»Aber es muß eine Möglichkeit geben!« protestierte ich. »Nemo kann...«

»Nemo kann nicht zaubern«, sagte Howard sanft. »Glaube mir, wir haben alles versucht, aber es gibt keine Heilung. In ein paar Tagen wird die Krankheit in ihr letztes Stadium treten. Bis dahin müssen wir Dagon unschädlich gemacht haben.«

Die Gleichmütigkeit, mit der er über seinen eigenen Tod sprach, erschütterte mich. Ich ignorierte seinen letzten Satz. »Und wie... wie wird dieses letzte Stadium aussehen?« fragte ich stockend.

Howard hob abermals die Schultern. »Das weiß niemand. Cohen hat die Viren verändert; ich weiß nicht, wie sie wirken, auch Doktor Oobote nicht. Ich kann dir nur sagen, wie das letzte Stadium der normalen Tollwut aussieht. Depressionen, Angstzustände, schließlich eine panische Angst vor Wasser oder jeder anderen Flüssigkeit. Dann Krämpfe, schließlich Agonie und der Tod. Aber so weit wird es nicht kommen.«

Ich wußte, was er mit seinen letzten Worten meinte. Aber ich weigerte mich einfach, den Gedanken zur Kenntnis zu nehmen.

Plötzlich lächelte Howard. »Irgendwann müssen wir alle einmal sterben, oder? Und ich habe viel länger gelebt, als mir zusteht. Aber jetzt bist du an der Reihe. Wo bist du gewesen? Du warst tagelang verschwunden.«

Es fiel mir schwer, aber ich begann gehorsam zu erzählen, wie es mir ergangen war, seit ich das fehlerhafte TOR in meinem Haus am Ashton Place benutzt hatte. Howard hörte schweigend zu, aber der Ausdruck auf seinem Gesicht wurde immer besorgter. Als ich fertig war, stand ein Flackern in seinen Augen, das mir gar nicht gefiel.

»Und du bist ganz sicher, daß es der gleiche Dagon ist, den du in...«

»In der Vergangenheit getroffen habe, ja«, führte ich den Satz zu Ende. »Er ist mir gefolgt, Howard. Durch das Tor, durch das ich zurückkam. Und ich fürchte, nicht nur er.«

»Die THUL SADUUN.« Howard wiederholte das Wort ein paarmal, leise und nur für sich, aber es verlor dadurch nichts von seinem unheimlichen Klang.

»Ja.« fügte ich säuerlich hinzu. »Als ob wir nicht genug mit den GROSSEN ALTEN zu schaffen hätten.«

»Ich bin mir nicht sicher, ob das ein solch großer Unterschied ist«, murmelte Howard. »Wir sollten –«

In diesem Moment erschien Nemo hinter ihm, und Howard brach mitten im Wort ab und sah den Kapitän der NAUTILUS fragend an.

»Wir sind soweit«, sagte Nemo.

Howard nickte, drehte sich mit einer schwerfällig wirkenden Bewegung herum und starrte zum Fenster.

»Was habt ihr vor?« fragte ich.

»Ich sagte Ihnen doch, daß wir noch ein oder zwei Dinge ausprobieren werden, ehe wir aufgeben«, erwiderte Nemo mit einem flüchtigen Lächeln. »Wir wollen sehen, wie Dagons Kreatur eine anständige Ladung elektrischer Energie schmeckt. Achtung!«

Es ging so schnell, daß ich kaum mitbekam, was geschah. Ein dumpfes, knisterndes Rauschen lag plötzlich in der Luft. Das Licht flackerte, aber dafür sah ich einen unheimlichen, blauen Glanz, der das Meer jenseits des Bullauges aufglühen ließ. Irgend etwas

Schwarzes, Formloses huschte an der riesigen Panzerglasscheibe vorbei.

»Es funktioniert!« schrie einer der Männer. »Es stirbt, Kapitän!«

Mit Ausnahme von Howard und Rowlf, die durch die schweren Anzüge behindert waren, waren wir fast alle gleichzeitig am Fenster.

»Scheinwerfer an!« befahl Nemo, und plötzlich erwachten im Rumpf des Schiffes ein halbes Dutzend runder weißer Augen zu grelleuchtendem Leben.

Das blendende Licht gewährte uns den Ausblick auf ein Bild, das so furchtbar wie faszinierend war.

Der schwarze Überzug, der die NAUTILUS wie eine furchtbare Haut eingehüllt hatte, war an zahllosen Stellen gerissen. Die Masse war grau und schrumpelig geworden wie abgestorbene Haut, und überall stiegen Wolken einer grauen, widerlichen Flüssigkeit hoch und verteilten sich im Wasser. An zahlreichen Stellen war das Metall des Schiffsrumpfes wieder zum Vorschein gekommen, und gerade, als ich hinaussah, löste sich ein gut zwanzig Fuß großes Stück der furchtbaren Masse und sank zum Meeresboden hinab, wo es zerfiel.

Aber ich sah noch mehr.

Einer der gewaltigen Scheinwerfer war herumgeschwenkt und schnitt eine grelle Lichtbahn in die Schwärze auf dem Meeresgrund. Und an seinem Ende hockte das DING.

Es war der gigantische Schatten, den ich vom Ufer aus beobachtet hatte: Eine riesige, formlose Masse aus geronnener Schwärze, ohne feste Umrisse, pulsierend wie ein übergroßes dämonisches Herz. Oberschenkelstarke Tentakel und Arme wuchsen gleich zu Dutzenden aus dem finsteren Klumpen, verzweigten sich immer und immer wieder und verwandelten den Meeresgrund in weitem Umkreis um das Monstrum in ein finsteres Spinnennetz, in dem es immer wieder pulsierte und zuckte, als wäre jeder Teil dieser titanischen Scheußlichkeit für sich wiederum von eigenem Leben erfüllt. Der Anblick ließ mich an einen Haufen wimmelnder schwarzer Ameisen denken, oder ein Nest sich windender, schleimiger Würmer. Ein unangenehmer Geschmack begann sich in meinem Mund auszubreiten, und aus meinem Magen kroch Übelkeit empor.

Auf einen Befehl Nemos hin schwenkte der Scheinwerferstrahl herum und folgte dem Netz. Mehr und mehr der schwarzen Scheußlichkeit

tauchte im grellweißen Licht des Scheinwerfers auf. Der Meeresboden schien durchdrungen von dem furchtbaren Etwas. Selbst, wo es nicht zu sehen war, zeichneten sich gewundene Linien unter dem feinkörnigen Sand ab, und hier und da wuchsen ganze Nester mattschwarzer peitschender Tentakel wie furchtbarer Tang aus dem Boden. Keiner von uns war überrascht, als wir sahen, daß es sich in gerader Linie auf die NAUTILUS zuzog. Ein Teil davon war grau geworden und abgestorben, aber der allergrößte Teil war unbeschadet. Und das Netz begann sich zu erneuern, so schnell, daß man zusehen konnte. Die Bestie stieß die abgestorbenen Teile einfach ab und ersetzte sie durch neue Stränge und Fäden, die wie blind tastende Würmer auf die NAUTILUS zukrochen. Schließlich konnte der Scheinwerfer nicht weiterschwenken und leuchtete einen Teil des Bodens vielleicht zehn Fuß vor dem Rumpf der NAUTILUS ab. Das schwarze Netz wuchs mit phantastischer Schnelligkeit weiter, verließ den Bereich grellweißer Helligkeit und näherte sich dem Schiff. Ich glaubte das Geräusch zu hören, mit dem es die Panzerplatten der NAUTILUS berührte.

»Verdammt«, murmelte Nemo. »Es... es erneuert sich.«

»Und wenn wir es wiederholen?« schlug ich vor. »Vielleicht gibt es auf, wenn wir ihm jedes Mal eins verpassen, wenn...«

Ich sprach nicht weiter, als ich Nemos Blick begegnete. Wäre es so einfach, dann wäre Nemo wohl schon von selbst auf diese Idee gekommen.

»Unsere Batterien sind halb leer«, sagte er schließlich. »Und so, wie dieses Vieh aussieht, verträgt es wohl auch die zehnfache Ladung.« Er seufzte, schüttelte den Kopf und ballte in hilfloser Wut die Fäuste. »Wir hätten warten sollen«, murmelte er, »bis die NAUTILUS wieder voll manövrierfähig ist. Vielleicht hätte die Zeit gereicht, ihm zu entkommen.«

»Kaum«, sagte Howard. »Außerdem bleibt uns nicht soviel Zeit.« Er hob die Hand und klopfte Nemo wenig sanft mit der Stahlklaue des Taucheranzuges auf die Schulter. Der Kapitän der NAUTILUS verzog schmerzhaft das Gesicht, gab aber keinen Laut von sich.

»Es gibt noch eine andere Möglichkeit«, sagte Howard.

Nemo starrte ihn an, und ich sah, wie sich seine Augen vor Schrecken weiteten; nur für eine Sekunde, dann hatte er sich wieder in der Gewalt. Aber nicht schnell genug, daß ich es nicht bemerkte.

»Ich weiß«, murmelte er. »Aber wenn es nicht funktioniert...«

»Ist auch nichts verloren«, unterbrach ihn Howard.

»Wovon redet ihr beide eigentlich?« mischte ich mich ein. »Ich meine – es geht mich ja vielleicht nichts an, aber es würde mich doch interessieren. Nur so...«

Nemo lächelte pflichtschuldig. »Wir... werden die NAUTILUS räumen«, sagte er stockend.

Das war gelogen. Das hieß – es war die Wahrheit, das spürte ich, denn es ist ein Teil meines magischen Erbes, stets zu wissen, ob mir mein Gegenüber die Wahrheit sagt oder nicht, aber gleichzeitig hatte ich auch das absolut sichere Gefühl, daß Nemo mir etwas verschwieg. Etwas Wichtiges. Ich wandte mich an Howard.

»Warum klärst du deinen Freund nicht darüber auf, daß man mich nicht belügen kann?« sagte ich.

Nemo fuhr wie unter einem Hieb zusammen, während Howard mich mit einem beinahe traurigen Blick bedachte. »Er sagt die Wahrheit, Robert«, sagte er. »Keinem von uns gefällt der Gedanke, aber wir werden das Schiff evakuieren und versuchen, uns in den Anzügen nach oben durchzuschlagen.«

Ich schnitt ihm mit einer ärgerlichen Geste das Wort ab. »Davon rede ich nicht«, sagte ich scharf. »Ihr verschweigt mir etwas, Howard.«

»Wie kommst du darauf?« fragte Howard steif. »Kannst du neuerdings auch Gedanken lesen?«

Die Schärfe seiner Worte setzte mich in Erstaunen. Und dann begriff ich. Die Lösung war so einfach, daß ich mich für eine Sekunde fragte, warum ich nicht gleich darauf gekommen war. Howard hatte es mir ja praktisch gesagt; wenn auch, ohne es selbst zu wissen.

Ohne ein weiteres Wort drehte ich mich herum und stürmte aus dem Salon. Wäre eine Tür dagewesen, hätte ich sie hinter mir zugeworfen.

* * *

Das Feuer war lange nicht mehr so gewaltig wie zu Anfang. Die Flammen schlugen noch immer fünfzehn, zwanzig Fuß hoch in die Luft und tauchten den Himmel über der Stadt in blutiges Rot, aber die

Männer von Firth'en Lachlayn hatten aufgehört, Reisig und trockenes Holz nachzuwerfen, und der Scheiterhaufen war dabei, sich selbst zu verzehren. Wenn die Sonne aufging, würde nur noch ein kleiner Haufen rauchender Asche an das gewaltige Feuer erinnern, das hier gebrannt hatte.

Aber es würde niemand mehr da sein, der ihn sehen konnte.

Der Platz hatte sich geleert. Von den gut zweihundert Personen, die noch vor Stundenfrist in weitem Umkreis um das Feuer gestanden hatten, war nur noch ein Bruchteil da, und auch diese begannen langsam, einer nach dem anderen, zu gehen.

Frane preßte sich schutzsuchend in den Schatten eines Hauses, fuhr sich nervös mit der Zungenspitze über die Lippen und spähte aus eng zusammengekniffenen Augen zu dem zweistöckigen Gebäude auf der anderen Seite des Platzes hinüber. Er hätte seine rechte Hand für einen Schluck Schnaps gegeben, aber Craven hatte gesagt, daß er auf die Borden aufpassen sollte, und das war wichtiger. Frane verstand nicht ganz, wieso die Worte dieses sonderbaren Mannes mit der weißen Strähne im Haar eine solche Wichtigkeit für ihn hatten – immerhin war Craven ihr Feind, und noch vor wenigen Stunden hätte er ihm mit Freuden die Kehle durchgeschnitten – aber es war ihm einfach unmöglich, sich dem Befehl zu widersetzen.

Es war ihm nicht einmal möglich, wirklich darüber nachzudenken, warum das so war. Jedes Mal, wenn er es auch nur versuchte, schien ein unsichtbarer Besen durch seinen Kopf zu fahren und seine Gedanken gründlich durcheinanderzuwirbeln. So wie jetzt.

Frane blieb reglos stehen, bis der Schwindelanfall vorüber war, dann trat er mit einem entschlossenen Schritt aus dem Schatten heraus und begann den Platz zu überqueren. Niemand nahm Notiz von ihm – warum sollten sie auch? – und er erreichte das Haus der Borden unbehelligt. Als er die Tür öffnen wollte, trat ihm McGillycaddy entgegen. Der hochgewachsene, schwarzbärtige Schotte hatte im Schatten gewartet, so daß Frane ihn nicht hatte sehen können, und der Ausdruck auf seinem Gesicht war alles andere als freundlich.

»Wo bist du gewesen?« fuhr er Frane an, ohne sich mit einer Begrüßung aufzuhalten. »Loyd und du hattet Befehl, auf die Borden aufzupassen.«

»Ich weiß«, erwiderte Frane trotzig – und mit aller Kraft darum bemüht, sich seinen Schrecken nicht zu deutlich anmerken zu lassen.

»Dieser Craven ist gekommen, und –

»Das weiß ich selber«, schnauzte McGillycaddy.

»Habt ihr… habt ihr die Borden wieder eingefangen?« fragte Frane stockend.

McGillycaddy nickte. »Das war nicht nötig. Aber ich habe dich gefragt, wo du gewesen bist.«

Etwas im Klang seiner Worte ließ Frane aufhorchen. McGillycaddys Stimme klang lauernd. Auf eine boshafte, warnende Art lauernd. Franes Gedanken überschlugen sich. Wenn sie die Borden wieder eingefangen hatten, mußte er damit rechnen, daß McGillycaddy alles wußte. Er mußte vorsichtig sein.

»Craven hat mich gezwungen, ihm den Weg zum See zu zeigen«, sagte er. »Aber ich konnte ihm entkommen.«

»Wo ist er jetzt?« schnappte McGillycaddy. »Im Gut?«

Frane schüttelte den Kopf. »Im See«, antwortete er. »Er ist hinuntergetaucht, mit so ‘nem komischen Apparat. Er sagte, daß er damit unter Wasser atmen kann.«

Ein häßliches Lächeln huschte über McGillycaddys Gesicht. »In den See, so?« wiederholte er. »Nun, dann wird man sich um ihn kümmern. Dieser Narr nimmt uns sogar die Arbeit ab, ihn zu erledigen. Gut.« Er überlegte einen Moment. »Warte hier«, sagte er dann. »Es wird Zeit, daß wir zur Küste kommen, aber vorher habe ich noch eine Aufgabe für dich.«

Er drehte sich herum und verschwand im Haus, und Frane blieb allein zurück. Seine Hände zitterten, und eine lautlose Stimme in seinen Gedanken flüsterte ihm zu, daß er sich herumdrehen und verschwinden sollte, solange er das noch konnte.

Aber er blieb. Schließlich, war da noch Cravens Befehl, die Borden in Sicherheit zu bringen.

Seine Geduld wurde nicht lange strapaziert. Nach wenigen Augenblicken schon kam McGillycaddy zurück, von zwei seiner Anhänger begleitet – und Several Borden, die mit steinernem Gesicht zwischen den beiden Männern einherging.

Auf einen Wink McGillycaddys hin überquerten sie den Platz, blieben

aber dicht neben dem Scheiterhaufen noch einmal stehen. McGillycaddy blickte sich suchend um, schüttelte den Kopf und begann mit leiser Stimme zu einem seiner beiden Begleiter zu sprechen.

Langsam und mit Bewegungen, die wie zufällig aussehen sollten, näherte sich Frane Several Borden. Die Frau blickte ihn an, aber in ihren Augen stand nicht das geringste Erkennen. Der Schock, abermals in die Hände der fanatischen Dagon-Anbeter gefallen zu sein, mußte sie betäubt haben.

Frane blieb stehen, drehte sich so, daß McGillycaddy sein Gesicht nicht sehen konnte, und berührte Several Borden an der Hand, um ihre Aufmerksamkeit zu erregen.

»Lassen Sie sich nichts anmerken«, wisperte er. »Aber ich bin auf Ihrer Seite. Craven schickte mich. Ich bringe Sie hier weg. Wir hauen ab, sobald keiner hersieht. Haben Sie das verstanden?«

Several Borden drehte ganz langsam den Kopf. Auf ihrem Gesicht erschien ein verwunderter Ausdruck. »Aber warum sollte ich das?« fragte sie laut.

Frane fuhr zusammen wie unter einem Hieb. »Sind Sie verrückt?« keuchte er. »McGillycaddy wird Sie hören!«

Several blinzelte verwirrt, dann drehte sie sich herum, deutete auf Frane und sagte laut: »Dieser Mann ist in Cravens Auftrag hier, McGillycaddy. Er will, daß ich mit ihm fliehe.«

Frane schrie vor Schrecken auf, wirbelte herum – und erstarrte, als ihm einer von McGillycaddys Männern den Weg vertrat. Dann ergriffen starke Hände seine Arme und drehten sie auf den Rücken. Eine Hand krallte sich in sein Haar und riß seinen Kopf in den Nacken.

»So?« sagte McGillycaddy lächelnd. Er kam näher, blieb in zwei Schritten Entfernung stehen und grinste hämisch. »Du bist also in Cravens Auftrag hier, wie? Hast du dich entschlossen, die Seiten zu wechseln, oder hast du mittlerweile auch noch den letzten Rest deines bißchen Verstandes versoffen?«

»Bitte!« keuchte Frane. »Craven hat... hat mich gezwungen. Ich hatte keine Wahl!«

McGillycaddy lachte häßlich. »Das ist dein Pech, Frane«, sagte er. »Du

hättest eben aufpassen müssen. Jedenfalls war es dein letzter Fehler.« Das Lächeln auf seinen Zügen erlosch übergangslos. Plötzlich hob er den Arm und deutete auf die beiden Männer, die Frane hielten.

»Werft ihn ins Feuer«, sagte er.

Frane schrie auf. Wie von Sinnen begann er um sich zu treten und gegen den Griff der beiden Männer anzukämpfen. Aber sie waren stark.

Viel zu stark für Frane.

* * *

Ich ging nicht in Nemos Kabine zurück, wie er wohl erwartete, sondern stürmte geradewegs hinunter zum Heck der NAUTILUS. Hinter meiner Stirn schienen die Gedanken wild durcheinanderzuwirbeln; ich hatte Mühe, mich überhaupt auf den Weg zu konzentrieren, und noch viel mehr Mühe, mir darüber klarzuwerden, was ich eigentlich wollte.

Nun, so genau wußte ich das selbst nicht in diesem Moment. Das einzige, was ich wußte, war, daß ich den Teufel tun und in meine Kabine gehen und warten würde, was geschah. Es war so einfach und offensichtlich, daß ich von selbst auf den Gedanken hätte kommen müssen. Was hatte Howard gesagt? »... schließlich Agonie und der Tod. Aber so weit wird es nicht kommen...«

Natürlich nicht. Aber ich hatte die Bedeutung dieser Worte erst begriffen, als ich das Erschrecken in Nemos Gesicht sah.

Ich wußte nicht, was Howard und Rowlf vorhatten, aber was immer es war – sie würden es beide nicht überleben. Die Entscheidung lag auf der Hand, für jemanden, der so kühl und präzise zu denken pflegte wie Howard. Es gab an Bord der NAUTILUS zwei Menschen, deren Stunden ohnehin gezählt waren – warum also sollten sich diese beiden nicht opfern, um die anderen zu retten? Der Gedanke war sogar logisch. Aber ich dachte gar nicht daran, bei dieser unmenschlichen Logik mitzuspielen. Schließlich war es Howard gewesen, der mich gelehrt hatte, niemals aufzugeben, ganz gleich, wie schlecht die Karten auch gemischt schienen.

Ich erreichte die Tauchkammer, bückte mich unter der niedrigen Tür hindurch und atmete erleichtert auf, als ich den kuppelförmigen Raum

menschenleer fand. Wasser war durch die Luke eingedrungen und hatte die Kammer mehr als zur Hälfte geflutet. Rasch verriegelte ich das Schott hinter mir, watete durch das eiskalte Wasser zur gegenüberliegenden Wand und begann einen der schweren Unterwasseranzüge aus seiner Halterung zu lösen. Meinen Stockdegen hatte ich in Nemos Kabine zurückgelassen, aber ich verwarf den Gedanken, zurückzugehen und ihn zu holen. Howard kannte mich mindestens ebensogut wie ich ihn. Ich konnte von Glück sagen, wenn er aus meinem dramatischen Abgang nicht bereits die richtigen Schlüsse gezogen hatte und sich auf dem Weg hier herunter befand, um mich von meinem Tun abzuhalten. Mühsam legte ich den klobigen Unterwasseranzug an, überzeugte mich davon, daß das Atemgerät auf seinem Rücken mit frischen Oxygenpatronen gefüllt war, und schraubte den Helm auf. Es war ein sonderbares Gefühl, im Inneren dieser zweiten, zähen Haut zu stecken.

Tausend Gründe, aus denen mein Vorhaben gar nicht gut gehen konnte, schossen mir durch den Kopf, während ich Stück für Stück meine Ausrüstung vervollständigte. Ich verwarf sie alle. Ich hatte das sichere Gefühl, daß unser aller Leben ohnehin keinen Penny mehr wert war, wenn wir Dagon nicht aufhielten.

Als ich fertig war, war ich in Schweiß gebadet, denn im Inneren des Anzuges herrschte eine geradezu mörderische Hitze, und hinter meiner Stirn war noch immer ein unangenehmes, wenn auch nicht mehr sehr heftiges Schwindelgefühl. Meine Knie zitterten, als ich zur Mitte der Kammer ging und mich in den runden Schacht fallen ließ, der nach draußen führte.

Die Schwärze schien zugenommen zu haben. Um mich herum war vollkommene Dunkelheit. Ich merkte nicht einmal, daß ich die NAUTILUS verließ, bis unter meinen Füßen plötzlich der feine Sand des Seebodens war.

Ich zögerte einen Moment, versuchte mich zu erinnern, in welche Richtung ich gehen mußte, und tastete mich blind durch das tintenschwarze Wasser.

Der Rumpf der NAUTILUS wölbte sich wie ein Berg aus Stahl über mir. Meine Augen begannen sich langsam an die Dunkelheit zu gewöhnen, und ich nahm meine Umgebung wenigstens in Schemen wieder wahr.

Ich stolperte ein paar Schritte weiter – sorgsam darauf bedacht, nicht mit dem Rumpf der NAUTILUS und seinem tödlichen Überzug in

Berührung zu kommen, blieb stehen und sah mich abermals um. Dagons Kreatur hatte bereits wieder damit begonnen, das Schiff einzuhüllen. Da und dort lugte noch der bläuliche Stahl seiner Panzerung hervor, aber der größte Teil der NAUTILUS war bereits wieder unter dem stumpfen Schwarz des Monstrums verschwunden; das Schiff wirkte pockig, als wäre es krank.

Und dann sah ich etwas, was mich noch mehr erschreckte.

Über dem schwarzen Teppich, der die NAUTILUS einhüllte, begann sich ein engmaschiges Netz zu bilden. Im ersten Moment glaubte ich, es wären Teile der Kreatur, die sich so formierten, um sich später auf das Schiff herabzusenken, aber dann sah ich, daß das nicht stimmte.

Als ich die Bedeutung meiner Beobachtung begriff, brach mir der kalte Schweiß aus.

Das Amöbenmonster war nicht halb so stumpfsinnig, wie wir alle angenommen hatten. Es mußte sehr wohl begriffen haben, daß der elektrische Schlag, den die NAUTILUS ihm versetzt hatte, seine Umklammerung – und sei es nur für Minuten – sprengte. Dieses zweite Netz war ein teuflischer Plan, ein Entkommen der NAUTILUS zu verhindern.

Ich sah, daß es an keiner Stelle mit der ersten, völlig geschlossenen Haut verbunden war, die die NAUTILUS hielt. Selbst wenn es Nemos Leuten gelang, das Schiff zu reparieren, und selbst wenn sie den Klammergriff des Monstrums ein zweites Mal mit einer elektrischen Entladung sprengten, würde sich dieses Netz blitzartig auf die NAUTILUS herabsenken und die verbrannten Teile des Gewebes ersetzen...

Ich drehte mich um, ging zehn, fünfzehn Schritte weit von dem reglos daliegenden Schiff weg und stieß mich mit den Beinen ab. Es war schwerer, als ich erwartet hatte, in dem klobigen Anzug zu schwimmen. Sein Gewicht wollte mich immer wieder hinabzerren, und meine Arme und Beine wurden durch die Kautschukumhüllung stark behindert.

Ganz langsam entfernte ich mich von der NAUTILUS und ihrem schrecklichen Wächter. Meine Augen begannen sich an das herrschende Halbdunkel zu gewöhnen, und je weiter ich mich der versunkenen Stadt näherte, desto zahlreicher wurden die unzerstört gebliebenen Flecken der grünen Leuchtalgen, so daß ich mich schon bald wieder zu orientieren vermochte.

Nicht, daß das besonders viel nutzte. Ich hatte nämlich noch immer keine Ahnung, wohin ich überhaupt wollte. Ich wußte nur, daß ich Dagon finden mußte.

Dann stand ich am Rande des gewaltigen Schachtes, aus dem die NAUTILUS aufgetaucht war, und obwohl die Temperatur im Inneren der Tauchermontur noch immer unangenehm hoch war, schauderte ich.

Ich hatte das Gefühl, direkt in einen Höllenpfuhl zu blicken.

Der Durchmesser des Kraters – denn um nichts anderes handelte es sich – betrug eine gute viertel Meile. Seine Wände fielen lotrecht ab, bis sie sich in unbestimmter Entfernung in Dunkelheit und Nacht verloren. Aber vor ihnen…

Irgend etwas bewegte sich dort unten.

Ich wußte nicht, was, denn es war nur ein Wogen noch dunklerer Schwärze vor einem finsteren Hintergrund, aber ich sah deutlich, daß der Krater von wimmelnden Leben erfüllt war.

Die warnende Stimme in meinem Inneren mißachtend, ließ ich mich über den Kraterrand gleiten und sank in die Tiefe.

Es war wie eine Reise in die Nacht. Licht und Wirklichkeit blieben über mir zurück, aber der Kraterboden kam nicht näher, denn der Schacht führte senkrecht in die Erde hinein, und er schien kein Ende zu nehmen. Aber ich näherte mich dem wimmelnden Etwas, und trotz des immer schwächer werdenden Lichtes erkannte ich es jetzt deutlicher.

Es waren Körper. Langgestreckte, klumpige schwarze Dinge, die mit grotesk wirkenden Bewegungen durch das finstere Wasser glitten. Ab und zu versuchte einer von ihnen, nach oben zu schwimmen, aber es gelang ihm nie; auf halber Höhe sank er regelmäßig zurück und fing sich mit plumpen Schwimmbewegungen wieder.

Dann war ich tief genug, sie wirklich zu erkennen.

Es waren die Kaulquappen-Monster, denen ich schon mehrmals begegnet war. Aber sie waren anders als diese, und obwohl ich den Unterschied nicht genau zu erkennen vermochte, schwamm ich weiter auf sie zu, wobei ich mir Mühe gab, nahe an der Wand in Deckung zu bleiben.

Ein überaus nutzbringendes Verhalten, bei Lebewesen, die keine Augen haben und sich auf andere Weise orientieren, dachte ich spöttisch.

Eine der Bestien näherte sich mir, und ich verharrte reglos auf der Stelle, bis ich sie genauer sehen konnte. Das Biest war weitaus kleiner als das, welches ich oben im See getötet hatte, selbst kleiner als die, die Spears und mich in den Abwasserkanälen von Aberdeen überfallen hatten.

Und es wirkte irgendwie... unfertig.

Ja, das war der richtige Ausdruck. Sein aufgeblähter Balg war schwarz wie ein Sack und glatt, ohne Augen-, Nasen- oder Ohrenöffnungen, und das furchtbare Maul mit dem Haifischgebiß war noch nicht mehr als ein dünner Schlitz, als hätte jemand mit einem Messer in die widerliche Masse geschnitten. Zwischen seinen lächerlich kurzen Froschbeinen ragte der Rest eines halbverkümmerten Schwanzes hervor.

Es ist ein Jungtier, dachte ich verblüfft. So wie dieses eine wirkten auch die anderen Bestien, die ich sah, mehr oder weniger unfertig. Einige schienen nur aus schwarzen, aufgeblasenen Hautsäcken zu bestehen, andere wiederum sahen wirklich aus wie gewaltige Kaulquappen, rund und augenlos und mit einem hektisch peitschenden Schwanz, und wieder andere ähnelten dem Ungeheuer, das mich am Tage zuvor als Frühstück auserkoren hatte.

Ich hatte die Brutstätte der Ungeheuer gefunden! Der schwarze Krater war nichts anderes als Dagons Kindergarten! Einen Moment lang starrte ich noch auf die schreckliche wimmelnde Brut unter mir, dann drehte ich mich herum und begann mit plumpen Bewegungen wieder nach oben zu schwimmen.

Wieder näherte ich mich der Stadt – oder dem, was Nemos Angriff davon übrig gelassen hatte. Erst, als ich in das Labyrinth aus zerborstenen Mauern und zusammengestürzten Gebäuden eindrang, kam mir die ganze Tragweite der Zerstörung zu Bewußtsein, die die NAUTILUS angerichtet hatte.

Es schien buchstäblich kein Stein mehr auf dem anderen zu stehen. Zwischen den zerborstenen Wänden gähnten gewaltige Krater. Die Häuser und Brücken waren wie Spielzeuge durcheinandergewirbelt worden. Ein einziger, nicht einmal zu Ende geführter Angriff der NAUTILUS hatte ausgereicht, alles zu zerstören, was fünftausend

Jahre lang den Angriffen der Natur und der Zeit standgehalten hatte. Es war sonderbar – es war unzweifelhaft meine Partei, die diese Vernichtung angerichtet hatte – aber das Bild erfüllte mich mit einer Mischung aus Niedergeschlagenheit und Wut. Obwohl diese ganze unterseeische Stadt keinem anderen Zweck als der Anbetung einer dämonischen Gottheit gedient hatte, empfand ich es einfach als falsch, sie zerstört zu sehen.

Es war nicht richtig, daß Menschen die Macht haben sollten, so etwas zu tun. Vielleicht, dachte ich zornig, war der nächste Schritt der, daß sie Waffen entwickelten, mit denen sie diesen ganzen Planeten in die Luft zu sprengen vermochten.

Ich verscheuchte den absurden Gedanken, sah mich suchend um und gewahrte die Tempelpyramide, in der ich Dagon das letzte Mal gesehen hatte, in einer Entfernung von einer knappen halben Meile – genauer gesagt das, was davon übrig war. Das gewaltige Gebäude war zur Hälfte eingestürzt, und auch in den stehengebliebenen Wänden gähnten riesige, wie hineingefressen wirkende Löcher. Der Boden um die Pyramide war in weitem Umkreis mit Trümmern und pulverisiertem Stein bedeckt. Nemo mußte mehrere seiner furchtbaren Torpedos direkt auf dieses Gebäude abgeschossen haben.

Ich schwamm weiter, wobei ich vorsichtshalber die zu dem Anzug gehörende Harpune zur Hand nahm und entsicherte. Aber meine Vorsicht war überflüssig. Schon in der Nähe des Schiffes war mir aufgefallen, wie tot und ausgestorben der See wirkte; nur hatte ich es da auf das schwarze Ungeheuer geschoben, das alles in seiner Reichweite befindliche Leben vernichtet haben mochte.

Aber auch hier, fast eine Meile von der NAUTILUS entfernt, rührte sich nicht das kleinste Anzeichen von Leben. Dabei war der See voll von Fischen und anderem Getier gewesen, als ich das erste Mal hier herabgetaucht war. Jetzt schien ich durch ein ausgestorbenes Gewässer zu schwimmen. Hier unten regierten nur die Nacht und das Schweigen.

Meine Handflächen wurden feucht vor Erregung, als ich mich dem Gebäude näherte. Der dreieckige Eingang war zusammengestürzt, so daß es dort kein Durchkommen mehr gab, aber die Löcher in den

Wänden waren groß genug, einen Riesenhai hindurchzulassen. Ich wechselte die Harpune von der rechten in die linke Hand, tastete mich mit der Rechten an den zerborstenen Felsen entlang und drang zum zweiten Mal ins Innere von Dagons Pyramide ein.

Auch hier drinnen rührte sich nichts. Die einzige Bewegung war der Schlamm, den ich durch meine eigenen Schwimmbewegungen aufwirbelte. Ich schwamm durch fast vollkommene Finsternis, und zwei- oder dreimal stieß ich so heftig mit dem Helm gegen ein Hindernis, daß ich ernsthaft befürchtete, den Anzug zu beschädigen.

Dann erreichte ich einen größeren Raum. Die Wände wichen zurück und schufen einen gewaltigen, fünfeckigen Saal, der fast vollkommen von den grünen Leuchtalgen erfüllt war. In seiner Mitte thronte ein finsterer, schwarzer Altar.

Es war ein getreuliches Ebenbild der Kammer, die ich unter McGillycaddys Gut gefunden hatte. Und diesmal beschloß ich, sie näher zu untersuchen. Nach einem letzten, sichernden Blick in die Runde steckte ich meine Harpune ein, schwamm zu einer der Wände hoch und begann die Zeichen und Bilder zu betrachten, die sie bedeckten.

Das meiste davon war mir unverständlich; Worte in einer Sprache, die untergegangen war, lange ehe das römische Reich entstand, ja, lange vor Troja und Hellas. Aber dafür verstand ich die Bilder. Sie waren fünftausend Jahre alt, aber sie erzählten eine Geschichte, die auch jetzt noch nichts von ihrem Schrecken verloren hatte. Dagons Geschichte, vor zweitausend Generationen in den Fels geschlagen und für die Ewigkeit aufbewahrt. Dagon war erschienen, als dieses Land von primitiven Volksstämmen bewohnt gewesen war, Menschen, für die Blitz und Donner mächtige Götter und eine Sonnenfinsternis schreckliches Unheil bedeuteten.

Er war als Gott erschienen, und sie hatten ihn verehrt wie einen Gott. Sie hatten ihm Menschen- und Tieropfer gebracht, Erntegaben und die Schätze, die sie ihrem Land entrissen hatten. Sie hatten ihn als Gott verehrt, und er hatte ihnen – wie es sich für einen richtigen Gott gehörte – das Paradies versprochen.

Bis zu diesem Punkt war die Geschichte Dagons ganz genau so, wie ich sie erwartet hatte. Und dann änderte sie sich. Schlagartig.

Es war schwer, die zum Teil verwirrenden Bilder in die richtige Reihenfolge zu bringen und ihre Botschaft zu entziffern, aber es gelang mir, und was ich aus den steinernen Fresken las, ließ mich schaudern.

Dagons Versprechen auf das Paradies und das ewige Glück waren ungleich deutlicher als etwa die der Bibel oder des Korans. Er

versprach ihnen ein neues Land, eine Welt, in der sie allein und glücklich zu leben vermochten, ohne Feinde, ohne Furcht, ohne Krankheiten oder feindliche Götter.

Und er sagte ihnen sogar, wie sie dorthin kommen würden.

Zwischen den steinernen Fresken, die Menschen, Tiere, bizarre Rituale oder einfach nur unverständliche Dinge zeigten, tauchte immer wieder ein Bild auf. Ein Schiff. Ein Schiff, das ich kannte.

Ich hatte es gesehen; zumindest ein naturgetreues Modell davon.

Das Modell eines bizarren, dreimastigen Schiffes, groß wie ein schwimmender Berg und mit einem goldenen Namenszug am Bug.

Das Modell der DAGON.

Es war mehr als ein Modell, das begriff ich plötzlich. Mehr als ein Fetisch, den er seinen Jüngern hingeworfen hatte, damit sie ihn anbeteten. Sie bauten dieses Schiff. Und sie bauten es mit Blut.

Lange Zeit – sicherlich eine Viertelstunde – blieb ich in der Altarkammer und starrte die Bilder an, und das Entsetzen, das sich in meinem Inneren ausbreitete, wurde immer schlimmer. Dagon mußte geherrscht haben wie ein Dämon, blutrünstiger und schlimmer als der Teufel. Auf den Fresken waren Massenopferungen abgebildet, Zeremonien, bei denen nicht hunderte, sondern gleich tausende unschuldiger Opfer hingeschlachtet worden waren, dazu andere, schlimmere Dinge, die mein Verstand als wahr anzuerkennen sich weigerte.

Ich fühlte mich wie betäubt, als ich mich schließlich von dem furchtbaren Anblick losriß und aus der Kammer schwamm. Die Bedeutung des fünfeckigen schwarzen Steines in ihrer Mitte war mir jetzt klar. Wie hatte ich jemals auch nur eine Spur von Menschlichkeit an diesem Dämon zu entdecken geglaubt? Wie hatte ich jemals – auch dessen gestand ich mir ein – auch nur einen Hauch von Sympathie für dieses Monster empfinden können? Dagon war schlimmer als der Teufel.

Erst, als ich die Pyramide wieder verließ und in die zerstörte Stadt zurückschwamm, wachte ich aus dem Zustand dumpfer Benommenheit auf, in den ich beim Betrachten der Bilder versunken war.

Fast gewaltsam riß ich meine Gedanken in die Wirklichkeit zurück,

sah mich um und schwamm auf den noch am wenigsten zerstörten Teil der Stadt zu. Ich war nicht hier, um über Dagons Grausamkeiten nachzusinnen, sondern um ihn aufzuhalten.

Um ihn zu töten.

* * *

Es war kalt geworden. Mit dem Tag war auch die Wärme gegangen, und hier, eine halbe Meile vor der Küste, fielen die Temperaturen doppelt so schnell als an Land. Von der See stieg eine unsichtbare Welle eisiger Luft auf, und das Holz des Bootes fühlte sich an wie erstarrtes Eis.

Gorney schlang die Decke enger um die Schulter und hielt die Hände dicht vor den Mund, um hineinzublasen. Seine Finger waren erstarrt, und das einzige Gefühl, das überhaupt noch darin war, war Schmerz. Zum wohl hundertsten Male in dieser Nacht preßte er die Augenlider zusammen und blickte zu den vier leuchtendrot gestrichenen Schwimmern hinüber, die die Position des Netzes anzeigten und träge auf dem tintenschwarzen Wasser lagen. So träge wie jetzt lagen sie seit Sonnenuntergang dort, und Gorney befürchtete, daß sich dieser Zustand auch bis zum nächsten Morgen nicht ändern würde.

Das Schicksal war gegen ihn. Gorney hatte es schon hundert Mal bereut, an diesem Abend herausgefahren zu sein, um zu fischen. Die Nächte wurden jetzt schon empfindlich kalt, und während der letzten Wochen hatten sich die Geschichten gemehrt, die von sonderbaren Dingen berichteten, die hier draußen vor sich gehen sollten. Lichter, die manchmal erscheinen, ein unheimlicher Nebel, den es nicht geben durfte, ein Schiff, das immer verschwand, wenn jemand versuchte, sich ihm zu nähern... Gorney hatte nichts von alledem geglaubt. Er war zwar alt, aber noch nicht so alt, daß man ihn mit Geschichten vom Klabautermann erschrecken konnte. Er hatte alle Warnungen ignoriert und war allein und nach Dunkelwerden hinausgefahren, um noch einmal sein Glück zu versuchen.

Jetzt bereute er es. Der Platz, an den er gefahren war, war nur wenigen bekannt, und das war auch gut so. Es war einer der ergiebigsten Fischgründe, ein Ort, von dem er normalerweise selbst im Winter oder bei Sturm nicht mit leerem Netz zurückgekommen wäre. Bis jetzt.

In den letzten fünf Stunden hatte sich nicht ein einziger Fisch gezeigt.

Es war, dachte er schaudernd, als hätte irgend etwas das Leben in weitem Umkreis aus dem Meer vertrieben.

Aber da war kein Etwas. Er war allein. Allein mit sich, der Nacht und seinen Gedanken, die immer nur um einen einzigen Punkt kreisten.

Er würde das Boot verlieren. Am nächsten Morgen, pünktlich Schlag acht, würde der Mann von der Bank kommen, und wenn er dann nicht wenigstens einen Teil seiner rückständigen Raten begleichen konnte, würde er ihm das Boot wegnehmen. Kent, der Bankdirektor, bei dem er vor zwei Tagen noch einmal vorgesprochen hatte, hatte in diesem Punkt keinen Zweifel aufkommen lassen. Wenn er nicht zahlte – wenigstens etwas – würden sie ihm das Boot wegnehmen und ihn als Bettler zurücklassen.

Das war auch der Grund, aus dem Gorney hier herausgekommen war; nachts und bei stürmischem Wetter, alle Warnungen mißachtend und alle Erfahrungen, die ihm ein Leben als Küstenfischer beschert hatten, in den Wind schlagend. Aber das Risiko hatte sich nicht gelohnt. Seine Netze waren leer, und sie würden es auch bleiben. In weitem Umkreis zeigte sich nicht das geringste Leben. Und war da nicht ein Geräusch im Singen des Windes, das nicht hierher gehörte, ein Schatten, der ein wenig zu massiv war, um wirklich noch ein Schatten zu sein?

Gorney schalt sich im stillen einen alten Narren, aber es half nichts. Die Vorstellung hatte sich in sein Gehirn eingenistet und vergiftete sein Denken, und plötzlich, von einer Sekunde auf die andere, glaubte er mehr und mehr Geräusche und Dinge zu hören und zu sehen. Das dort hinten, was war das? Eine Nebelbank? Wirklich nur eine Wolke, die auf das Meer herabgesunken war, oder…

Dann sah er es:

Es war ein Schiff, aber es war ein Alptraum von einem Schiff, ein Gigant, schwarz und mit Segeln, die wie dämonische Krallen nach dem tief hängenden Himmel schlugen und Narben in die Bäuche der Wolken rissen, umgeben von brodelnden Schwaden eines umheimlichen Nebels wie höllischem Atem.

Gorney wollte schreien, aber er konnte es nicht. Der Anblick lähmte ihn. Er spürte, wie das Boot unter seinen Füßen erbebte, als sich die schäumende Flutwelle des heranrasenden Riesenschiffes an seinen Flanken brach, spürte die Luft, die wie eine fauchende Woge vor dem Schiff entlangraste, spürte die eisige Berührung des Nebels auf der Haut und sah das Schiff größer werden, größer und größer und

größer, bis es nichts mehr gab außer diesem Alptraumschiff, ein schwarzer Gigant, der wie eine Wand aus stahlharter Nacht auf ihn und sein winziges Schiffchen zuraste.

Und dann gab es nicht einmal mehr das.

* * *

Der Vorrat an atembarer Luft in meinen Tanks war nahezu erschöpft, aber ich hatte noch immer keine Spur von Dagon gefunden. Und auch kein anderes Leben. Der See war ausgestorben.

Ich fühlte mich ratlos und dazu erschöpft und müde wie schon lange nicht mehr, denn das Gewicht des Anzuges zehrte unbarmherzig an meinen Kräften. Ich hatte den See einmal zur Gänze durchquert und das gegenüberliegende Ende der versunkenen Stadt erreicht, ohne meinem Ziel auch nur ein Stück näher gekommen zu sein. Jetzt stand ich auf den Ruinen eines zusammengesunkenen Kuppelbaues und sah mich um. Als ich das letzte Mal hiergewesen war, hatte es hier von Leben gewimmelt, aber seither war nicht nur die Stadt unter mir zerstört worden, sondern –

Die Bewegung war blitzschnell, nur ein Huschen, das ich am Rande meines Gesichtsfeldes wahrnahm. Ich fuhr herum, starrte angestrengt in die Richtung und griff vorsichtshalber nach meiner Waffe. Dann sah ich es wieder. Es war keine Bewegung, sondern beinahe das Gegenteil.

Ein Flecken der grünen Leuchtalgen war verblaßt. Und noch während ich hinsah, erlosch ein weiteres, hausgroßes Stück der lebenden Lichtquelle, so abrupt, als hätte man eine Kerze ausgeblasen.

Ich zögerte einen Moment, dann nahm ich Schwung und zwang meine protestierenden Muskeln noch einmal, das Zentnergewicht des Anzuges zu tragen. So rasch ich konnte, schwamm ich auf den zerrissenen Flickenteppich aus Grün und Schwarz zu und verlor dabei allmählich an Höhe.

Als ich genau über ihm war, erlosch ein weiteres Stück der grünleuchtenden Algenmasse. Und diesmal sah ich, was es war.

Aus dem See, aus der Richtung, in der die NAUTILUS und die Riesenamöben waren, kroch ein mannsdicker schwarzer Strang heran, glitzernd und sich windend wie ein gigantischer Wurm. Sein Ende war zerfasert wie eine ins Absurde vergrößerte Seeanemone. Dutzende,

wenn nicht hunderte von verschieden dicken Strängen tasteten in alle Richtungen.

Und wo sie die Leuchtalgen berührten, erlosch deren Licht. Die Pflanzenmasse wurde stumpf und unansehnlich, begann zu zerfließen und ihre Form zu verlieren, bis…

ja, dachte ich entsetzt – bis sie sich in etwas verwandelt hatte, das der schwarzen Masse glich.

Dann begriff ich, warum dieser See plötzlich auf so unheimliche Weise tot und ausgestorben wirkte.

Das Leben hatte ihn nicht verlassen. Es hatte sich verwandelt!

Um ein Haar hätte mich mein Entsetzen selbst das Leben gekostet, denn der peitschende Strang schien meine Nähe zu wittern wie ein Bluthund die Beute: ein gut oberarmdicker Strang der gräßlichen Masse spaltete sich ab, zuckte mit einer schlängelnden Bewegung nach oben und versuchte, sich um meine Beine zu wickeln. Im letzten Moment wich ich ihm aus, machte ein paar hastige Schwimmbewegungen, um aus seiner unmittelbaren Reichweite zu kommen, und hielt in sicherem Abstand wieder inne. Der schwarze Schlangenarm zuckte noch eine Weile hin und her und senkte sich dann wieder auf die Masse der Leuchtalgen herab, um damit fortzufahren, sie zu absorbieren.

Ich wollte mich umwenden, um vollends wegzuschwimmen, tat es aber dann doch nicht, als mir etwas auffiel. Der Strang kam aus der Dunkelheit, aus der ungefähren Richtung, in der die NAUTILUS und die gewaltige Hauptmasse des Dinges lagen – und wenn ich die schwarze Linie in Gedanken verlängerte, kam ich auf einen Punkt, der ziemlich genau am Rande des Kraters liegen mußte.

Und plötzlich wußte ich, wo ich Dagon finden würde. Es war der einzig logische Ort.

Hastig kontrollierte ich noch einmal meinen Luftvorrat – er reichte noch für gute zehn Minuten, und das war mehr Zeit, als ich vermutlich brauchte – zog meine Harpune aus dem Gürtel und schwamm los.

* * *

»Ist er fort?«

Howards Stimme drang nur verzerrt unter dem geschlossenen Helm hervor, und die bizarre Akustik der halb mit Wasser gefüllten Tauchkammer verzerrte sie noch mehr, bis sie kaum noch Ähnlichkeit mit einer menschlichen Stimme hatte.

Nemo schauderte. »Ja«, sagte er, leise und ohne Howard oder seinen hünenhaften Begleiter direkt anzusehen. »Wie du gesagt hast.«

»Dann ist es gut«, murmelte Howard. »Ich hoffe, er hat Glück.«

»Dagon hat ihn hier heruntergelassen«, sagte Nemo. »Er wird ihn auch wieder gehen lassen.«

Howard sah ihn an und schien etwas sagen zu wollen, aber dann nickte er bloß, wandte sich um und streckte auffordernd die Hand in Rowlfs Richtung aus. »Das Kabel.«

»Seid bloß vorsichtig«, sagte Nemo warnend, als Rowlf das armdicke, mit schwarzem Kautschuk isolierte Kabel aus seiner Halterung löste und Howard reichte. »Eine Berührung, und…«

Er sprach nicht weiter, aber das war auch nicht nötig. Die beiden Männer vor ihm wußten so gut wie er, wie gefährlich der so harmlos aussehende, schwarze Schlauch war.

»Viel Glück«, sagte Nemo leise.

Aber das hörten weder Howard noch Rowlf unter ihren geschlossenen Helmen. Und wenige Sekunden später war Nemo allein in der Tauchkammer.

Aber er blieb noch lange und reglos stehen und starrte auf das glitzernde Wasser herab, in dem die beiden ungleichen Männer verschwunden waren. Er fragte sich, ob er sie jemals wiedersehen würde.

Und wenn, dann in welcher Welt…

* * *

Der Weg war nicht weit, aber er wurde zu einem Alptraum. Der See unter mir war schwarz, durchdrungen von glitzernden schwarzen Strängen, die den Sand wie ein gräßliches Spinnennetz bedeckten,

furchtbares Nicht-Leben, das sich gegen alle Naturgesetze bewegte und immer wieder wie in Krämpfen zuckte und zitterte. Vielleicht hätte ich den Anblick ertragen, hätte ich nicht gewußt, was es war, das ich da unter mir sah.

So aber war es furchtbar.

Ich war in Schweiß gebadet, als ich den Krater erreichte, ein gutes Stück von der Stelle entfernt, an der ich das erste Mal hinuntergetaucht war. Der schwarze Hauptstrang der Amöbenmasse ringelte sich zwanzig Fuß unter mir dahin und verschmolz mit der Schwärze am Grunde des Schachtes, und unter ihm bewegten sich Dagons Kinder. Ich packte meine Waffe fester und ließ mich ein zweites Mal in die Tiefe fallen.

Der Protoplasmastrang führte schier endlos weit in die Tiefe hinab. Ein paarmal kamen mir Kaulquappen-Monster nahe, aber die Bestien zogen sich jedes Mal hastig wieder zurück, wenn ich meine Harpune hob, als spürten sie die Gefahr, die von der Waffe ausging. Nun, ich hatte gesehen, wie furchtbar Nemos Harpunen unter Dagons Kreaturen gewütet hatten, und konnte die Bestien verstehen. Schon die geringste Berührung der Harpunenspitze löste sie auf wie eine tödliche Säure. Auch das war etwas, wonach ich Nemo vergessen hatte zu fragen. Aber im Moment gab es Wichtigeres. Ich gab mich damit zufrieden, Dagons Killerquappen mit der Harpune auf Distanz zu halten und folgte dem Protoplasmastrang.

Wie ich erwartet hatte, verschwand er nach einer Strecke von einer guten viertel Meile in einer Höhlenöffnung, die jäh in der Kraterwand aufklaffte, und wie ich gehofft hatte, war der Felsspalt groß genug, daß ich hineinschwimmen konnte, ohne mit der tödlichen Masse in Berührung zu kommen.

Trotzdem begann mein Herz wie rasend zu hämmern, als ich in den Tunnel hineinschwamm, nicht einmal einen Meter über der schwarzen Amöbenmasse und in dem sicheren Bewußtsein, daß meine erste falsche Bewegung zugleich auch meine letzte sein würde.

Der Tunnel zog sich etwa hundert Schwimmstöße weit waagerecht dahin, knickte plötzlich nach oben weg und wurde zu einem senkrechten Schacht, der so steil in die Höhe führte wie der Schacht zuvor hinab. Ich folgte ihm.

Es gab ein paar mehr als nur unangenehme Augenblicke, als der Stollen plötzlich so eng wurde, daß ich mich auf Handbreite an dem

schwarzen Killergewebe vorbeitasten mußte, um überhaupt noch von der Stelle zu kommen, aber dann verbreiterte sich der Schacht jäh, und mit einem Male schwamm ich in einem gewaltigen, nur zur Hälfte mit Wasser gefüllten Saal, fünfeckig wie beinahe alles hier unten und von grünleuchtenden Algen erfüllt.

Erleichtert schwamm ich die letzten Yards nach oben, durchstieß die Wasseroberfläche und sah mich mißtrauisch um. Der schwarze Strang, der jetzt viel mehr Ähnlichkeit mit einer finsteren Wurzel als mit einer Schlange hatte, wand sich wenige Yards neben mir aus dem Wasser, kroch ein Stückweit die Wand empor und verschwand in einem weiteren, allerdings nicht mehr mit Wasser gefüllten Tunnel.

In respektvollem Abstand zu meinem bizarren Wegweiser kletterte ich aus dem Wasser und ließ mich auf dem schmalen felsigen Sims, der den Raum umgab, zu Boden sinken. Meine Hände zitterten so heftig, daß ich Mühe hatte, mein Atemgerät auszuschalten und den Helm abzuschrauben.

Die Kälte traf mich wie ein Fausthieb.

Die Luft war wie Eis, und bei den ersten Atemzügen glaubte ich, meine Lungen würden verbrennen. Minutenlang blieb ich hocken und wartete, bis die Schmerzen und die Schwäche wenigstens halbwegs vorüber waren, dann fuhr ich fort, den Anzug abzulegen.

Ich brauchte sehr lange dazu, und als ich endlich, zitternd vor Kälte und Kraftlosigkeit, am Eingang des Tunnels stand, fühlte ich mich nackt und schutzlos. Obwohl ich gesehen hatte, wie wenig Sicherheit die Monturen gegen Dagons lebenfressendes Ungeheuer boten, hatte mir das bizarre Kleidungsstück doch ein Gefühl des Schutzes gegeben.

Ich verscheuchte auch diesen Gedanken, nahm meine Harpune zur Hand und betrat den Gang.

Er war nicht sehr lang. Schon nach wenigen Dutzend Schritten teilte sich der Stollen in zwei unterschiedlich große Gänge auf. Der schwarze Strang verschwand in dem kleineren, während der andere Stollen leer zu sein schien und an seinem Ende ein verlockendes Licht leuchtete. Ich dachte an die Geschichte, in der der Teufel den Weg zur Hölle mit Gold gepflastert hatte, zuckte mit den Achseln – und betrat den breiteren Gang.

Nach einer Weile hörte ich Stimmen, und als ich mich dem hellen Fleck am Ende des Ganges näherte, erkannte ich, daß er in einem weiten, domartig gewölbten Saal endete. Seine Architektur ähnelte der

der unterseeischen Stadt; alles war fünfeckig und mit Hieroglyphen und Fresken bedeckt, was mich in meiner Überzeugung bestärkte, mich in einer unterirdischen Fortsetzung der Tempelstadt zu befinden.

Dann sah ich Dagon.

Er stand, mit dem Rücken zu mir und tief über einen altarähnlichen – und natürlich fünfeckigen – Steinblock gebeugt, da, und ein Stück neben ihm stand ein nacktes, dunkelhaariges Mädchen, Jennifer.

Ich blieb am Ende des Ganges stehen, preßte mich in den Schatten und sah mich um. Mit Ausnahme Dagons und Severals Tochter schien niemand in dem riesigen Saal zu sein, aber ich blieb mißtrauisch. Es war beinahe zu leicht gewesen, hierher zu kommen.

Aber so sehr ich mich auch umsah, wir waren allein. Vielleicht rechnete Dagon nicht damit, daß es jemandem gelingen konnte, an seinem höllischen Wächter vorbei bis zu diesem Punkt vorzudringen.

Vielleicht, dachte ich schaudernd, gab es außer mir und den Männern an Bord der NAUTILUS auch kein Leben mehr im See.

»Das ist richtig, Robert Craven«, sagte Dagon laut und drehte sich herum. »Und bald wird es nur noch dich geben.«

Ich erstarrte. Die Harpune in meiner Hand ruckte nach oben und deutete auf Dagons Kopf, aber die Geste schien nicht den geringsten Eindruck auf ihn zu machen, denn sein Lächeln wurde eher noch breiter.

»Du enttäuschst mich schon wieder, Robert Craven«, sagte er sanft. »Ein Mann wie du sollte wissen, daß es sinnlos ist, sich an jemanden heranschleichen zu wollen, der in deinen Gedanken lesen kann.«

»Dann... dann wußtest du, daß ich komme?«

Dagon seufzte. »Ich hätte dich schon vernichten können, als du diese lächerliche Maschine verlassen hast, du Narr«, sagte er. »Glaubst du wirklich, du wärst bis hierhin gekommen, wenn ich dich nicht beschützt hätte?« Er schüttelte den Kopf, trat einen Schritt auf mich zu und streckte fordernd die Hand aus.

»Und jetzt gib mir diese alberne Waffe, bevor du noch jemanden damit verletzt«, sagte er.

Für einen ganz kurzen Moment war ich beinahe versucht, zu

gehorchen. Aber dann trat ich statt dessen zurück, preßte mich mit dem Rücken gegen die Wand, um vor einem Angriff von hinten sicher zu sein, und richtete die Spitze der Harpune genau auf sein Gesicht. »Bleib stehen, Dagon«, sagte ich. Dagon gehorchte. Auf seinem Gesicht erschien ein fast mitleidiger Ausdruck. Aber es war auch eine Spur von Unsicherheit in seinem Blick, die mir nicht entging.

»Was soll der Unsinn?« fauchte er. »Ich habe dich bis zu diesem Punkt kommen lassen, weil ich mit dir reden will. Außerdem«, fügte er unwillig hinzu, »kann mich eine von Menschenhand geschaffene Waffe ohnehin nicht verwunden.«

Er wollte weitergehen, blieb aber sofort wieder stehen, als ich drohend mit der Harpune zu fuchteln begann.

»Du bist ein lebendes Wesen, nicht?« sagte ich lauernd. »Du magst die Macht eines Gottes haben, Dagon, aber dein Leib besteht aus Fleisch und Blut. Wenn du unsterblich wärest, dann wäre all dies hier nicht nötig gewesen.«

Ich war nicht sicher, ob das wirklich so ganz der Wahrheit entsprach, aber Dagons Reaktion nach zu schließen, mußte ich ihr zumindest näher gekommen sein, als ihm lieb war. Dagon wurde blaß vor Zorn, rührte sich aber nicht von der Stelle, sondern starrte mich nur aus haßerfüllten Augen an.

Dafür drehte sich Jennifer herum, sah mich an, lächelte – und trat mit einem raschen Schritt zwischen mich und den Fischgott.

»Was zum Teufel tun Sie?« schrie ich. »Gehen Sie aus der Schußlinie!«

Jennifer lächelte noch freundlicher, schüttelte den Kopf und kam langsam auf mich zu. »Sie werden nicht schießen, Robert«, sagte sie. »Dann würden Sie nämlich mich treffen, und das wollen Sie doch ganz bestimmt nicht, oder?«

Damit trat sie auf mich zu, drückte die Spitze der Harpune mit dem Zeigefinger zur Seite und nahm mir die Waffe mit sanfter Gewalt aus den Händen.

Dagon begann zu lachen. Sehr laut und sehr ausdauernd.

* * *

Es war zu kalt für diese Zeit des Jahres, aber wie oft in besonders kalten Nächten war die Sicht über die Maßen gut. Es ist schwer, auf dem offenen Meer, das dem Blick keinen Widerstand bietet, Entfernungen zu schätzen, aber der Horizont schien weiter entfernt als normal.

Und zwischen ihm und der Küste war das Schiff.

Es bewegte sich lautlos, einem Schatten gleich und halb verborgen hinter brodelnden grauen Nebeln, die es begleiteten wie unwirklicher Atem. Seine Segel waren, obgleich nahezu Windstille herrschte, gebläht, seine schaumige Bugwelle hoch wie ein kleines Schiff.

Niemand bemerkte den gigantischen Dreimastsegler, der sich der Ostküste Schottlands näherte, schnell und lautlos wie ein Schatten.

So, wie niemand die einsame Gestalt auf seinem Vorderdeck bemerkte, die hoch aufgerichtet hinter der Reling stand und nach Osten sah.

Es war ein Mann; aber vielleicht auch nur etwas, das die Form und das Aussehen eines Menschen angenommen hatte. Es war alt, uralt. Älter als das älteste Wesen auf dieser Welt, ja, älter als das Leben auf diesem Planeten selbst; vielleicht älter als die Sonne, die diese kleine Welt beschien. So genau wußte es das nicht mehr. Irgendwann, vor hundert oder zweihundert Millionen Jahren vielleicht, hatte es vergessen, wann und wo es geboren war, und irgendwann, in weiteren zwei- oder dreihundert Millionen Jahren, würde es auch dieses kurze Zwischenspiel in seinem nach Äonen zählenden Leben vergessen haben.

Und trotzdem. Wäre es in der Lage gewesen, Humor zu empfinden, hätte es vielleicht gelacht. Es war gewohnt, in Zeitspannen zu denken, die die Vorstellung der Menschen sprengten, aber jetzt empfand es Ungeduld.

Es hatte zu lange gewartet auf diesen Moment. So lange, daß ihm die wenigen Stunden bis Sonnenaufgang wie eine Ewigkeit vorkamen, das rasende Pflügen des Schiffes durch das Meer wie ein quälend langsames Kriechen.

Bald, dachte es. Bald war es soweit. Bald war der Moment gekommen, auf den es so lange wartete, der Augenblick, auf den es sich seit zweimal hundert Millionen Jahren vorbereitet hatte. Der Grund seiner Existenz in dieser Ebene des Seins.

Und den es fürchtete wie nichts anderes. Bald. Sehr bald. Die DAGON raste weiter.

* * *

»Du bist ein verdammter Narr, Robert Craven«, sagte Dagon zornig. »Glaubst du wirklich, ich habe dich so weit kommen lassen, nur um dich zu töten?« Er spie das letzte Wort beinahe aus. »Ich habe es dir schon einmal gesagt – ich bin nicht dein Feind. Im Gegenteil. Ich trage dir an, mit mir zusammenzuarbeiten.«

»Und ich habe schon einmal abgelehnt«, erwiderte ich trotzig.

Dagon schürzte abfällig die Lippen. »Du redest über Dinge, über die du nicht voreilig entscheiden solltest«, sagte er. »Es mag sein, daß du nicht mehr die Wahl hast, irgend etwas abzulehnen oder anzunehmen.«

»So?« fragte ich, in einem trotzig-herausforderndem Ton, der ganz und gar nicht dem entsprach, was ich fühlte. Und der Dagon keine Sekunde zu täuschen vermochte, wie ich an dem boshaften Lächeln sah, das über sein Fischgesicht huschte.

Er nickte. »Ich hoffe, du bist nicht so närrisch, auf Hilfe zu rechnen, Robert Craven«, sagte er. »Deine Freunde werden tot sein, ehe die Sonne aufgeht. Es sei denn...«

»Es sei was?« fragte ich, als er nicht weitersprach. Vermutlich war das ganz genau die Reaktion, die er hatte haben wollen, aber ich war einfach zu erschöpft, um noch Spielchen zu spielen.

»Es sei denn, du tust, was ich von dir verlange«, sagte er.

»Und was wäre das?«

Dagon lachte. »So gefällst du mir schon besser. Aber gut – es sind zwei Dinge. Das eine wirst du ohnehin tun, wie ich die Sache sehe, deshalb lohnt es sich nicht, darüber zu streiten. Du wirst verhindern, daß die Sieben Siegel erbrochen werden, schon aus eigenem Interesse.«

»Dazu müßte ich erst einmal wissen, wo und was diese Sieben Siegel überhaupt sind«, antwortete ich.

Dagon verzog die Lippen. »Glaubst du, ich hätte sie nicht schon längst, wenn ich wüßte, wo sie zu finden sind oder wie sie aussehen?«

schnappte er. »Finde es heraus, Hexer. Aber bedenke, daß dir nicht viel Zeit bleibt.« Plötzlich erlosch das gehässige Grinsen auf seinen Zügen, und als er weitersprach, klang seine Stimme so ernst, daß ich mich eines Schauderns nicht erwehren konnte.

»Es ist wichtig, Robert Craven«, sagte er leise. »Vielleicht hängt das Überleben deines gesamten Volkes davon ab, daß es dir gelingt. Die Sieben Siegel müssen geschlossen bleiben. Finde und vernichte sie, ehe ein anderer es tut und millionenfaches Unheil über euch schickt.«

»Und... das andere?« fragte ich stockend. Es fiel mir schwer, Dagon weiter anzusehen. Seine Worte hatten etwas in mir berührt, von dem ich bis zu diesem Moment nicht einmal gewußt hatte, daß es da war. Die Sieben Siegel...

»Ich möchte mein Eigentum zurück«, antwortete Dagon, in sehr viel kälterem, befehlenderem Ton als zuvor. »Das Amulett, das du gestohlen hast, als dieser Narr Nemo meinen Palast angriff.«

Es dauerte Sekunden, bis ich überhaupt begriff, was er meinte. Dann erinnerte ich mich. Dagon meinte den fünfstrahligen goldenen Stern, den ich in seinem Palast gefunden und eingesteckt hatte.

»Ich habe es nicht hier«, sagte ich zögernd. »Es ist noch an Bord der NAUTILUS. Ich hielt es nicht für wichtig.«

»Nicht für wichtig?!« Dagon keuchte. »Du Narr – es ist wichtiger als alles, was du dir vorstellen kannst. Ohne dieses Amulett –«

»Wird aus deiner Flucht nichts, wie?« unterbrach ich ihn.

Dagon starrte mich an und sagte kein Wort, aber sein Schweigen allein war Antwort genug.

Wie hatte ich nur so blind sein können? Dagon hatte jede Spur von Leben aus diesem See getilgt – hatte ich mir wirklich eingebildet, durch pures Glück noch am Leben zu sein? Oder vielleicht gar, weil er mich aus irgendwelchen Gründen besonders nett fand und deshalb verschonte? Nein – die Lösung war viel einfacher. Dagon brauchte etwas, zu dem nur ich ihm verhelfen konnte. Das Amulett. Andaras Amulett.

Ich wußte nicht, woher dieser Gedanke kam. Er war plötzlich da, so unvermittelt, als hätte er in einer finsteren Ecke meines Bewußtseins gewartet, um im rechten Moment hervorzuspringen, und obgleich ich nicht den geringsten Beweis dafür hatte, wußte ich doch, daß es die

Wahrheit war.

Der fünfstrahlige goldene Stern, den ich in seinem Palast gefunden hatte, war nichts anderes als das Amulett meines Vaters. Der magische Talisman, der zusammen mit der LADY OF THE MIST in den Fluten des Meeres versunken war, als wir vor der Küste Englands von Yog-Sothoth angegriffen wurden. (Leser der ersten Stunde werden sich erinnern: GK 567: »Als der Meister starb«)

Dagon starrte mich weiter schweigend an, aber der Ausdruck auf seinem Gesicht sprach Bände.

»Es ist also die Wahrheit«, sagte ich. »Es ist das Amulett meines Vaters, nicht wahr? Du hast es gefunden, du oder eine deiner Kreaturen, nachdem das Schiff versunken war.« Und plötzlich begriff ich, welchen weiteren, furchtbareren Gedanken diese Erkenntnis mit sich brachte. Meine Stimme zitterte, als ich weitersprach.

»Wahrscheinlich warst du sogar dabei, Dagon. Du hast es gesehen, nicht wahr? Du hast tatenlos zugesehen, wie diese Bestie die LADY in die Tiefe gezogen hat und zahllose Menschen tötete. Du... du hast zugesehen, wie mein Vater umgebracht wurde.«

»Ich konnte nichts tun«, verteidigte sich Dagon. »Yog-Sothoth ist ein Gott.«

»Wie du!« sagte ich zornig. »Du konntest nichts tun! Du konntest diese Männer ertrinken lassen, ohne einen Finger zu rühren. Und du verlangst, daß ich dir helfe? Du mußt verrückt sein!«

»Ich verlange nur mein Eigentum zurück«, sagte er.

»Dieses Amulett gehört dir nicht«, antwortete ich. »Es gehörte meinem Vater.«

»Er hat es gestohlen, wie alle anderen, die es zuvor besaßen!« schnappte Dagon. »Wie alles, was angeblich ihm gehörte, Robert Craven. Dieser Mann, den du deinen Vater nennst, hat sich alles zusammengestohlen, was er haben wollte, selbst seine magische Macht.«

»Nun, dann seid ihr euch ähnlicher, als ich dachte«, erwiderte ich böse.

Dagon schien antworten zu wollen, aber dann preßte er nur die Lippen aufeinander und machte eine ungeduldige, herrische

Handbewegung. »Genug davon!« sagte er. »Du wirst mir dieses Amulett bringen, oder alle deine Freunde werden sterben.«

»Ich habe es nicht hier«, antwortete ich. »Es ist an Bord der NAUTILUS.«

»Dann hole es«, verlangte Dagon.

Ich blickte ihn an, lächelte – und schüttelte den Kopf. »Nein.«

Dagon atmete hörbar aus. Sein Gesicht verzerrte sich vor Wut, aber ich sprach ungerührt weiter. Nicht nur das Wissen um das Amulett war plötzlich in mir. Es war, als wäre ein Schleier von meinen Gedanken genommen worden, etwas, das mich bisher daran gehindert hatte, mit der gewohnten Schärfe zu denken. »Ich werde es nicht tun, Dagon. Nicht ohne eine Gegenleistung von dir.«

»Du Narr!« keuchte der Fischgott. »Du wagst es, Forderungen zu stellen? Ich könnte mir nehmen, was ich will, und dich vernichten, so mühelos, wie ich eine Fliege zertrete!«

»Das kannst du eben nicht«, erwiderte ich ruhig. »Du könntest mich töten, und wahrscheinlich könntest du auch die NAUTILUS zerstören und dir holen, was du willst. Aber du hast nicht mehr genug Zeit dazu, Dagon. Deine Macht ist begrenzt, das hast du selbst gesagt.« Ich deutete hinter mich, in die Richtung, in der der See und die NAUTILUS lagen.

»Deine Kreatur kann die NAUTILUS zerstören«, fuhr ich fort, »aber das würde dir nichts nutzen. Du brauchst nicht nur das Amulett. Du brauchst mich.«

Dagon starrte mich an. Er schwieg, aber wie zuvor spürte ich, daß ich ins Schwarze getroffen hatte.

Schließlich schürzte er wütend die Lippen und ballte die Faust, als wolle er mich schlagen, tat es aber natürlich nicht. »Ein interessanter Gedanke«, sagte er böse. »Warum warten wir nicht, bis die NAUTILUS zerstört ist, und probieren es aus?«

»Weil du nicht so viel Zeit hast«, antwortete ich und seufzte. »Versuche nicht, mich zu übertölpeln, Dagon. Spielst du Schach?«

Der plötzliche Gedankensprung schien sein Heringsgehirn zu überfordern, denn er starrte mich nur mit offenem Mund an.

»Tätest du es«, fuhr ich unbeeindruckt fort, »wüßtest du, wie man diese Situation nennt, mein Freund. Ein klassisches Patt.«

»Glaubst du?« fauchte Dagon. Er hatte fast jede Ähnlichkeit mit einem menschlichen Wesen verloren. Jetzt, als er wütend war und die Kontrolle über sich zu verlieren begann, sah ich ihn vielleicht zum ersten Male als das, was er wirklich war: ein Ungeheuer, das mehr zufällig in einen Körper geschlüpft war, der dem eines Menschen ähnelte. Vielleicht war er irgendwann einmal ein Mensch wie ich gewesen, aber wenn, dann mußte es sehr lange her sein.

»Keiner von uns kann dem anderen etwas antun, und keiner kommt weiter ohne den anderen«, fuhr ich fort. »Warum hören wir nicht auf, uns wie Kinder zu benehmen, Dagon? Dieses Amulett ist wertlos für dich. Du brauchst mich. Ich weiß nicht, wie, aber Andara hat etwas damit getan, was es schützt. Nur in meinen Händen kann es das tun, wozu du es brauchst. Was gibt es dir? Die Gewalt über dein Schiff?«

Dagon nickte abgehackt. »Was verlangst du?« fragte er.

»Das Leben der Männer an Bord der NAUTILUS«, antwortete ich. »Freiheit für mich und die Bewohner von Firth'en Lachlayn.«

»Mehr nicht?« schnappte Dagon höhnisch.

Ich nickte. »Doch. Bannermann und dieses Mädchen da«, ich deutete auf Jennifer, die ein Stück abseits stand und bisher wortlos zugehört hatte. Obwohl ich sie nicht direkt ansah, bemerkte ich, wie sie bei meinen Worten erschrak.

Dagon lachte. »Du bist ein Narr, Robert Craven. Ich kann dir nichts geben, was mir nicht gehört. Dieses Mädchen ist freiwillig bei mir. Sie ist zurückgekommen, als du sie fortgebracht hast, und sie würde wieder zurückkommen, ganz gleich, wie oft du sie wegbringst. Du glaubst, ich hätte diese Menschen gezwungen, mir zu dienen?« Er schüttelte den Kopf. »O, nein. Sie tun es freiwillig.«

»Und sie lassen sich freiwillig umbringen?«

Dagon schnaubte. »Ich bin nicht verantwortlich für das, was McGillycaddy tut, Robert Craven. Er ist ein Mensch, und es ist nicht meine Sache, wenn ein Mensch den Menschen Gewalt antut. Ist es meine Schuld, daß ihr ein Volk seid, das der Verlockung der Macht nicht gewachsen ist? Die Männer und Frauen, die mit mir an Bord der DAGON gehen werden, folgen mir aus freien Stücken.«

»Sie folgen deinen Versprechungen!« behauptete ich. »Lügen, mit denen du sie gefügig gemacht hast, damit sie dir dienen!«

»Es sind keine Lügen, Robert.«

Ich erstarrte, drehte mich halb herum und blickte Jennifer an. Sie war näher gekommen und sah mir mit großem Ernst in die Augen. »Es sind keine Lügen, Robert«, wiederholte sie. »Dagon hat uns eine neue Welt versprochen, ein Land ohne Furcht und Unterdrückung. Eine Welt ganz für uns allein. Wir folgen ihm freiwillig.«

Ich war verwirrt, aber es waren weniger Jennifers Worte, die mich verstörten, als vielmehr das, was ich dabei spürte.

Sie glaubte an das, was sie sagte. Ich versuchte, in ihren Geist einzudringen, und es fiel mir erstaunlich leicht

Da war kein Zwang. Bisher hatte ich stets angenommen, daß Dagon seine Jünger geistig gefesselt hatte, ähnlich wie ich es mit Frane tat, aber das stimmte nicht, zumindest nicht in Jennifers Fall. Sie war völlig Herr ihrer selbst. Was sie sagte und tat, entsprach ihrem freien Willen.

»Aber es... es wird SEINE Welt sein, Jennifer«, sagte ich stockend. »Er braucht euch dort, damit ihr ihm dient und ihn verehrt.«

»Und?« fragte Jennifer. »Was ist so schlimm daran, Robert? Jedes Volk dient irgendeinem Gott, jede menschliche Gesellschaft verehrt irgendeine Macht.«

»Das ist etwas anderes!« sagte ich heftig, aber wieder schüttelte Jennifer nur den Kopf, und wieder spürte ich, wie ich ein Stück Boden verlor.

»Wieso?« fragte sie. »Nur weil euer Gott unsichtbar ist, vielleicht nur ein Prinzip? Wer sagt dir, daß der Gott der Moslems oder der Christen besser oder schlechter ist als Dagon? Was verlangt er mehr als Jehova oder Allah? Welche Schreckenstaten sind in seinem Namen getan worden, die schlimmer wären als die, die im Namen Gottes vollbracht wurden?«

Ich mußte an die Templer denken und schwieg. Noch weigerte ich mich, den Gedanken zu akzeptieren, aber ich begann bereits zu spüren, daß diese Weigerung nicht lange Bestand haben würde. Waren nicht die Reiche der Christenheit – und auch die der anderen großen Religionsgemeinschaften – auf Fundamenten aus Blut und Tränen

errichtet worden?

Dann fiel mir der Denkfehler auf. »Es gibt einen Unterschied, Jennifer«, sagte ich. »Gott, Buddah und Allah sind Prinzipien der Gerechtigkeit. Erst die Menschen haben Schlechtes in ihrem Namen getan. Dagon ist ein Mensch, der sich dämonischer Kräfte bedient.«

»Selbst wenn«, sagte Jennifer kopfschüttelnd. »Es ändert nichts, Robert. Du verlangst unsere Freiheit, und doch ist es gerade diese Freiheit, die er uns versprochen hat. Er wird uns in eine neue Welt führen. Wir müssen ihm dienen und ihn verehren, aber das ist ein geringer Preis.«

»Ich hoffe, du täuschst dich nicht«, sagte ich leise.

Jennifer machte eine weit ausholende Bewegung mit dem Arm. »Sieh dich doch um, Robert«, sagte sie. »Du hast diese Stadt gesehen, bevor die NAUTILUS kam und sie zerstörte. Sie wurde von Menschen geschaffen, die Dagon liebten, so wie wir ihn lieben. Du hast gesehen, wie großartig sie war. Glaubst du, Menschen würden so etwas vollbringen, nur aus Furcht? Die Kraft, die dazu nötig ist, gibt nur die Liebe.«

Ich widersprach nicht mehr. Es wäre sinnlos gewesen. Und vielleicht hatte Jennifer sogar recht. Das Leben, das meine Freunde und ich führten, war nicht der richtige Maßstab. Ich war reich und im Grunde ledig aller Sorgen – aber was erwartete die Bewohner der kleinen Küstenstadt? Was hatten sie von der kurzen Spanne Lebens zu erwarten, die ihnen verblieb, außer sechzehn Stunden harter Arbeit am Tag, außer einem Leben voller Furcht vor Krankheiten und Kriegen und dem Alter? Was hatten sie zu verlieren? Dagon mußte meine Gedanken gelesen haben, denn er trat in genau diesem Moment zwischen uns und deutete mit der Hand nach oben, zur Höhlendecke. »Überzeuge dich selbst, Robert Craven«, sagte er. »Du wirst mich begleiten, morgen früh, wenn die Sonne aufgeht. Geh hin und frage jeden einzelnen, der an Bord der DAGON geht, ob er zurückbleiben will. Ich werde niemanden zwingen, gegen seinen freien Willen mit mir zu kommen. Sie alle handeln aus freien Stücken.«

Er schwieg – für eine ganz genau berechnete Zeitspanne – schüttelte abermals den Kopf und legte den Arm um Jennifers Schultern. »Ich bin nicht euer Feind, Robert Craven«, sagte er. »Ich hätte gehen und euch eurem Schicksal überlassen können, aber ich habe euch gewarnt, obgleich ihr alles zerstört habt, was ich geschaffen habe. Ich werde meinen Diener zurückrufen und die NAUTILUS freilassen, aber ich

kann dir nicht geben, was mir nicht gehört.«

»Und Bannermann?« fragte ich.

»Er wartet an Bord der DAGON auf uns«, antwortete Dagon. »Wenn es sein Wunsch ist, wird er zu dir zurückkehren. Nun – wie hast du dich entschieden?«

Ich schwieg; für eine sehr, sehr lange Zeit.

Und obwohl ich ganz genau wußte, daß ich in diesem Moment vielleicht den größten Fehler meines Lebens beging, nickte ich schließlich.

* * *

Obwohl er es noch vor Augenblicken für unmöglich gehalten hatte, schien es Howard, als wäre das Wasser rings um die NAUTILUS noch finsterer geworden. Der armdicke Strahl der Lampe, die er an seinem Helm befestigt hatte, verlor sich schon nach wenigen Schritten in trübschwarzer Finsternis, und die See war von kleinen, treibenden Flecken erfüllt, als wäre die Alptraumbestie nun dabei, selbst das Wasser zu verwandeln.

Ein zweiter, trüber Lichtfleck tauchte wenige Schritte neben ihm aus dem Schatten des Schiffes auf, und als Howard den Blick hob, erkannte er Rowlfs breitflächiges Gesicht hinter der runden Sichtscheibe des Helmes. Ein bitterer Zug lag um seine Lippen, seines Leibdieners und Freundes, und seine Bewegungen wirkten noch abgehackter und steifer, als es der unpraktische Anzug ohnehin nötig machte. Das gewundene Kabel in seinen Händen sah aus wie eine schwarze Schlange, die ein Kupfergebiß gebleckt hatte.

Howard hob langsam den Arm und deutete in die Richtung, in der er Dagons Kreatur wußte, und Rowlf antwortete mit einem übertriebenen Nicken darauf. Nebeneinander schwammen sie los.

Es war nicht nur eine Täuschung gewesen, das sah er, als sie sich mit schwerfälligen Schwimmbewegungen vom sandigen Boden des Sees lösten und sich von der NAUTILUS entfernten. Das Wasser war nicht mehr klar, sondern von Millionen und Abermillionen winziger körniger Partikel durchsetzt, die wie tanzende Stäubchen im Wind aussahen. Vermutlich war es wirklich so, wie er gedacht hatte: auch im kleinsten Wassertropfen war noch eine Unzahl lebender

Organismen zu finden. Dagons Mörderkreatur mußte auch sie in schwarzes Protoplasma verwandelt haben.

Der Gedanke ließ Howard frösteln. Wenn sie der Entwicklung nicht Einhalt geboten, dann würde bald dieser ganze See zu einer gewaltigen, auf unheimliche Art lebenden Teermasse geworden sein. Und vielleicht würde die Entwicklung gar weiter gehen, dunkle Arme bis ins Meer oder gar auf das Land erstreckend, bis...

Howard zwang sich, an etwas anderes zu denken, schwamm dichter an Rowlfs Seite und starrte nach vorne, in die Dunkelheit.

Er wußte nicht, wieviel Zeit verging – sicher nicht mehr als wenige Minuten, denn die gewaltige Kreatur war nur einen Steinwurf von der NAUTILUS entfernt gewesen, als er sie das letzte Mal gesehen hatte – aber für ihn vergingen Ewigkeiten, bis er schließlich den riesigen, aufgedunsenen Körper der Bestie vor sich sah. Der Anblick löste ein heftiges Ekelgefühl in Howard aus. Das Ding – er weigerte sich selbst in Gedanken, es ein Wesen zu nennen – war auf die Größe eines Fischkutters angeschwollen und schien zu pulsieren, obwohl er nirgends wirklich eine Bewegung wahrzunehmen vermochte. Ein unglaubliches Gewirr mannsdicker Stränge bedeckte den Seeboden in weitem Umkreis, und da und dort glaubte Howard klumpige Verdickungen zu erkennen, die ihrerseits wiederum zuckten und bebten, als wären nun schon andere Teile des furchtbaren Netzes zu grausigem Leben erwacht.

Vielleicht kamen sie schon zu spät, dachte er. Vielleicht reichte es schon nicht mehr, die Bestie zu zerstören, weil schon Dutzende da waren, zahllose schwarze Junge des Ungeheuers, die wie eine Herde gefräßiger Monster über die Welt herfallen würden, unaufhaltsam, unzerstörbar, unsterblich...

Rowlf berührte ihn am Arm und deutete nach unten. Die dünnen, schimmernden Kupferdrähte, mit denen seine Tauchermontur genau wie die Howards überzogen war, gaben ihm das Aussehen eines bizarren mittelalterlichen Ritters.

Sie waren genau über dem Ungeheuer, einem gigantischen Berg schwarzen zuckenden Fleisches, und unter ihnen schien ein ganzer Wald peitschender Fangarme zu wogen. Der Anblick erschreckte Howard. Er hatte hilflos zusehen müssen, wie Dutzende dieser furchtbaren Tentakeln Nemos Männer gepackt und getötet hatten. Vielleicht würden sie nicht einmal in die Nähe des Monsters kommen.

Trotzdem signalisierte er Rowlf, tiefer zu gehen, und ließ sich gleichzeitig ebenfalls auf den bebenden Fleischberg herabsinken. Die Tentakelarme des Ungeheuers begannen stärker zu peitschen, als fühlten sie die Nähe der Beute. Ein übler Geschmack breitete sich auf Howards Zunge aus. Die Luft schien plötzlich bitterer zu sein. Er fror. Was war das? dachte er. Angst vor dem Tod? Kaum. Er hatte ihm so oft ins Auge geblickt, daß er seinen Schrecken vor ihm verloren hatte, beinahe jedenfalls. Er wußte, daß Rowlf und er keine Chance hatten, lebend an Bord der NAUTILUS zurückzukommen, aber welche Rolle spielte das jetzt noch? Was Nemo mit dem Wort Opfer bezeichnet hatte, war nichts anderes als das Ergebnis einer rationalen Überlegung. Für Rowlf und ihn war es ein Unterschied von wenigen Stunden, bestenfalls Tagen. Für die Männer an Bord der NAUTILUS ging es um mehr.

Kurz bevor sie den zuckenden Tentakelwald erreichten, stoppten sie ihre Sinkbewegung, und Howard drehte sich schwerfällig im Wasser um. Langsam hob er die Hand an die Lampe, richtete den Strahl in die Richtung, in der er die NAUTILUS vermutete, und schaltete den Lichtstrahl zweimal kurz hintereinander aus und wieder ein.

Es dauerte lange, bis die Antwort erfolgte, so lange, daß Howard bereits zu befürchten begann, sie wären zu weit entfernt, oder das trübe Wasser hätte ihr Signal geschluckt, aber dann blitzte der große Turmscheinwerfer der NAUTILUS zweimal hintereinander auf, und Howard drehte sich wieder herum und nickte Rowlf zu. Zwei Minuten, hatte Nemo gesagt. Eine verdammt kurze Zeit. Und doch eine Ewigkeit.

Rowlf signalisierte mit der Hand, und Howard schwamm noch dichter an ihn heran und ergriff das Kabel, kurz hinter der Stelle, an der Rowlf den schwarzen Schlauch gepackt hielt. Im ersten Moment spürte er nichts, aber dann ging ein fühlbarer Ruck durch das Kabel, und plötzlich schienen die beiden Kupferelektroden an seinem Ende in sanftem, bläulichen Licht aufzuglühen.

Howard drehte sich herum, bis sein Helm den Rowlfs berührte und sie so miteinander sprechen konnten. »Jetzt!« sagte er.

Wie Steine fielen sie in die Tiefe.

Gleich Dutzende der schwarzen Tentakel griffen nach ihnen, ringelten sich um ihre Arme und Beine oder zogen sich wie tödliche Schlingen um ihre Leiber zusammen –

und starben ab.

Es war ein bizarrer, erschreckender Vorgang. Die schwarzen Schlangenarme zuckten wie unter Schmerzen, kaum daß sie die Anzüge der beiden Männer berührt hatten, wurden grau und rissig – und zerfielen zu Staub, der sich im aufgewühlten Wasser wie brodelnder Schlamm verteilte.

»Es funktioniert!« brüllte Rowlf. »Es geht, H.P.! Das Viech krepiert!«

Howard antwortete nicht, denn er brauchte jedes bißchen Atem, das er hatte, um weiter in die Tiefe und auf den zuckenden Balg der Bestie zuzuschwimmen. Wo die Kupferelektroden oder die mit elektrischer Energie geladenen Anzüge der beiden Männer die schwarze Masse berührten, starb diese sofort ab – aber die Bestie war groß, so unglaublich groß!

Und sie schien die Gefahr zu spüren, die von den beiden Männern und ihrem tödlichen Mitbringsel ausging, denn mit einem Male hörten ihre Angriffe auf, so unvermittelt, wie sie begonnen hatten. Der Wald peitschender Arme teilte sich unter ihnen wie der Kopf einer grotesken schwarzen Seeanemone und versuchte, ihrer Berührung auszuweichen.

Howard schrie triumphierend auf, warf sich nach vorne und zerrte das Kabel hinter sich her, die stromgeladene Spitze wie einen Speer nach unten stoßend.

Eine zuckende, wellenförmige Bewegung lief durch den Berg aus wogender Schwärze, als die Kreatur versuchte, vor dem tödlichen Kabel zurückzuweichen.

Sie war nicht schnell genug. Wie ein lebendes Geschoß krachte Howard auf sie herab, versank fast bis zu den Hüften in der widerwärtigen Masse – und stieß das Kabel mit aller Macht nach unten.

Es war wie ein Weltuntergang.

Ein ungeheurer, blauweißer Blitz zerfetzte den Körper der Alptraumkreatur. Howard und Rowlf wurden von einer unsichtbaren Riesenfaust gepackt und zurückgeschleudert. Dort, wo das Kabel den Riesenshoggoten berührte, schien ein Vulkan aus schwarzem und grauem Schlamm zu eruptieren. Die Bestie bäumte sich auf, hob sich in ihrer ganzen Größe vom Seeboden hoch und fiel mit einer schwerfälligen Bewegung wieder zurück, während das Blitzen und Zischen in der gräßlichen Wunde, die Howard ihr geschlagen hatte,

anhielt und mehr und mehr ihres unheiligen Protoplasmas unter den tödlichen Stromschlägen der NAUTILUS verkochte.

Der See brodelte. Plötzlich zuckten haarfeine, tausendfach verästelte Blitze aus der gewaltigen Kreatur hervor, griffen wie spinnenfüßige Lichtwesen nach ihren Ausläufern und Armen und rasten daran entlang, eine Spur aus Tod und Vernichtung hinterlassend. Überall in dem Netz aus Schwärze und finsterem Protoplasma, das das Ungeheuer über den Meeresboden geworfen hatte, blitzte es auf. Der Sand explodierte an zahllosen Stellen, erbrach Flammen und Schaum und grauen zerkochenden Schleim, während die schiffsgroße Hauptmasse des Ungeheuers noch immer wie in furchtbaren Krämpfen zuckte.

Und dann war es vorbei. Das peitschende Kabel kam zur Ruhe, und das Gewitter aus Flammen und blauweißen Entladungen erlosch, als der Zufluß elektrischen Stromes von der NAUTILUS aufhörte. Die zwei Minuten waren um, die Batterien des Unterwasserschiffes leer.

Aber der furchtbare Vorgang, einmal in Gang gekommen, hörte nicht auf. Howard sah, wie mehr und mehr der schwarzen Stränge verdorrten, zuerst grau wurden und sich dann in wirbelnde Schwaden auflösten, während der gewaltige Leib der Kreatur noch immer zitterte und bebte. Seine nachtschwarze Farbe war längst einem fleckigen Grau gewichen, aus dem Wolken wie grausiger Rauch quollen.

»Es stirbt, Rowlf!« keuchte Howard. »Bei Gott, es hat funktioniert! Es stirbt!«

Das Ende kam schnell. Lautlos, wie sich ein Tintenfleck in Löschpapier ausbreitet, griff die graue Farbe auf den Leib der gigantischen Bestie über, bis aus dem lebenden Alptraum ein dampfender grauer Klumpen geworden war, der immer schneller in sich zusammenfiel.

»Es stirbt, Rowlf«, sagte Howard noch einmal. »Wir... wir haben es getötet. Und wir leben noch.«

Seltsamerweise antwortete Rowlf nicht, sondern starrte an ihm vorbei auf einen Punkt jenseits der NAUTILUS.

Und als sich Howard herumdrehte und seinem Blick folgte, wußte er auch, warum.

Der See war noch immer in Aufruhr. Das Blitzen und Explodieren hatte aufgehört, aber an hunderten und aberhunderten von Stellen quollen Wolken aus grauem Schleim aus dem Boden, und hier und da

zuckte noch ein Stück des grausigen Gewebes, während der graue Tod heranraste. Trotzdem hatte sich die Sicht wieder geklärt.

Gut genug zumindest, um die NAUTILUS zu erkennen, die wie ein gestrandeter Riesenwal ein Stück entfernt auf dem Meeresgrund lag. Sie und den gewaltigen schwarzen Krater, der nur wenige hundert Yards hinter ihr im Boden gähnte.

Aus seinem gewaltigen Schlund erhoben sich Körper. Sie waren noch sehr weit entfernt und schienen dadurch winzig, aber Howard wußte es besser. Er hatte diese kaulquappenähnlichen Ungeheuer zu deutlich gesehen, um sich auch nur eine Sekunde lang selbst belügen zu können.

Dagons Kinder, die gleich zu hunderten aus dem Leib der Erde quollen und sich wie ein Schwarm blutgieriger Riesen-Piranhas auf die NAUTILUS stürzten.

* * *

Die Tauchkammer der NAUTILUS war leer, als ich aus dem Wasser stieg. Das Licht, das schon bei meinem Weggehen nurmehr sehr blaß gewesen war, war zu einem trübblauen Flackern geworden, und als ich den Helm abstreifte, sprang mich die Kälte an wie ein Raubtier. Die Batterien des Schiffes mußten nahezu erschöpft sein.

Mühsam befreite ich mich von dem Atemgerät auf meinem Rücken, legte es zu Boden und warf Helm und Handschuhe hinterher, behielt den Anzug aber an. Ich hatte nicht vor, lange zu bleiben. Und das Risiko, in meinem abenteuerlichen Aufzug aufzufallen, mußte ich eben eingehen.

Ich hatte schon die Hand erhoben, um die Tür zu öffnen, aber dann drehte ich mich noch einmal herum und ging zurück, um den Helm und die Metallhandschuhe wieder überzustreifen. Die Chance war zwar mehr als dürftig, aber mit etwas Glück konnte ich darauf setzen, mit Howard oder Rowlf verwechselt zu werden, die ja schließlich auch ihre Anzüge an Bord des Schiffes trugen. Die Unbequemlichkeit, die Zentnerlast der Tauchermontur bis in Nemos Kabine hinauf zu schleppen, mußte ich in Kauf nehmen. Der Gang war verlassen, als ich die Tür öffnete, aber das kam mir nur gelegen. Wahrscheinlich war jede Hand an Bord der NAUTILUS mit Reparaturarbeiten beschäftigt, und wenn ich sehr viel Glück hatte, würde ich das Schiff vielleicht sogar wieder verlassen können, ohne überhaupt gesehen zu werden.

So schnell es mir in der schwerfälligen Taucherausrüstung möglich war, eilte ich durch den Gang, schlich die gewendelte Metalltreppe nach oben und betrat Nemos Privatkabine. Sie war leer, wie ich gehofft hatte, und das Glück schien mir sogar noch holder zu sein, als ich zu träumen gewagt hatte, denn ich fand das Bündel mit meinen Kleidern praktisch auf Anhieb.

Andaras Amulett lag obenauf. Ich stutzte. Ich war ziemlich sicher, das vermeintlich nutzlose Schmuckstück in die Tasche gesteckt und nicht wieder hervorgezogen.zu haben. Natürlich konnte es sein, daß Nemo oder Howard es gefunden und begutachtet hatten, aber wenn, warum hatten sie es dann nicht zurückgesteckt oder gleich ganz mitgenommen, sollten sie ihm irgendeine Bedeutung zugemessen haben?

Und plötzlich fiel mir noch mehr auf. Ich hatte nicht sehr gründlich auf meine Umgebung geachtet, bisher, aber nach allem, was ich über Nemo wußte, schien er ein sehr ordentlicher Mensch zu sein. Seine Kabine war ein einziges Chaos. Die Schubladen der Schränke waren zum Teil geöffnet worden, ihr Inhalt über den Boden verstreut, selbst das Bettzeug herausgerissen und zerfetzt. Jemand hatte die Kabine durchsucht.

Verwirrt nahm ich das Amulett auf, schob es in eine Tasche meines Anzuges und richtete mich wieder auf. Was mochte hier geschehen sein? Welchen Grund sollte Nemo oder einer seiner Leute haben, die Kabine auf diese Weise zu durchsuchen?

Ich beschloß, die Lösung dieses weiteren Rätsels auf später zu verschieben, wandte mich um und verließ den Raum wieder. Erneut fiel mir die Stille auf, die von der NAUTILUS Besitz ergriffen hatte. Das dumpfe Dröhnen der Maschinen, das mich bisher wie die Lebensäußerungen des Schiffes begleitet hatte, war verstummt.

Aber das war es nicht allein.

Das Schiff war still. Vollkommen still!

Abrupt blieb ich stehen, blickte einen Moment unentschlossen zum unteren Ende der Treppe hinab – und drehte mich noch einmal um, um zum Salon des Schiffes zu gehen. Meine Schritte dröhnten unheimlich in dem niedrigen Metallkorridor; das Geräusch schien die Stille zu betonen, statt sie zu vertreiben, und das leise Scharren, mit dem das halbrunde Schott der Zentrale vor mir aufglitt, klang wie ein kreischender Schrei in meinen Ohren.

Der Salon war leer.

Und er bot ein ebenso chaotisches Bild wie Nemos Kabine.

Es waren nicht nur die Spuren der Reparaturarbeiten, die ich sah. Teile der Einrichtung waren zertrümmert worden, auf dem Boden lagen zerbrochenes Glas und Stoffetzen und die Reste zertrümmerter Möbel.

Und direkt vor dem großen Aussichtsfenster stand Dagon.

Jede Spur von Freundlichkeit war aus seinem Fischgesicht gewichen. Sein Blick war kalt wie Eis, als er mich ansah.

»Du warst schnell«, sagte er anerkennend. »Beinahe hätten wir es nicht geschafft.«

Ich schwieg. Das Gefühl, einen nicht wiedergutzumachenden Fehler begangen zu haben, breitete sich in mir aus. »Also... hast du doch gelogen«, sagte ich mühsam.

Dagon lächelte geringschätzig. »Nein«, sagte er. »Ich weiß, daß es sinnlos wäre, dich belügen zu wollen. Ich habe... nun, sagen wir, einen Teil der Wahrheit weggelassen.« Er trat auf mich zu und streckte die Hand aus. »Du hast das Amulett?«

Ich tat so, als hätte ich seine Frage gar nicht gehört. »Wo ist Nemo?« fragte ich. »Und seine Männer? Wo sind Rowlf und Howard?«

»An einem sicheren Ort«, antwortete Dagon. »Du wirst sie wiedersehen, sobald du getan hast, was ich verlange. Du hast nicht wirklich erwartet, daß ich allein deinem Wort vertraue, oder?«

Ich antwortete nicht, aber seine Worte schienen wie böser Hohn hinter meiner Stirn widerzuhallen. Ich hatte ihm vertraut. Ich Narr.

»Was... soll ich tun?« fragte ich stockend. Es fiel mir schwer, überhaupt zu reden. Ich hätte schreien mögen, aber es hätte nicht viel genutzt. Wie hatte ich so wahnwitzig sein können, dieser... Kreatur auch nur eine Sekunde lang zu glauben?

»Du tust mir Unrecht, Robert Craven«, sagte Dagon, der meine Gedanken las. Seine Stimme klang beinahe traurig. »Ich halte mein Wort. Nemo und die anderen werden frei sein. Sobald wir an Bord des Schiffes gegangen sind.«

»Wir?«

Dagon nickte. »Du wirst mich begleiten«, antwortete er. »Das ist meine Bedingung. Ich brauche dich.« Seine Hand wies auf die Tasche meiner Montur, in der ich Andaras Amulett trug. »Dieses Ding allein ist nutzlos für mich. Nur ein Träger der MACHT kann seine Kräfte entfesseln. Jemand wie du.«

»Ich weiß ja nicht einmal, welche Macht du meinst«, antwortete ich leise. »Geschweige denn, was ich tun muß.«

Dagon winkte ab. »Ich werde es dir zeigen, wenn der Moment gekommen ist. Aber du mußt es freiwillig tun. Du mußt mir aus freien Stücken folgen, und die Kräfte, die du mir zur Verfügung stellst, müssen freiwillig für mich wirken. Ich will dir nichts vormachen, Robert Craven: du könntest mich vernichten, mit Andaras Amulett. Du könntest es jetzt, und du kannst es erst recht, wenn wir an Bord des Schiffes sind.«

»Warum erzählst du mir das?« fragte ich.

Dagon sah mich sehr ernst an. »Weil ich will, daß du weißt, woran ich bin, Robert Craven. Und ich auch. Wir sind beide stark genug, einander zu vernichten, aber keiner könnte es, ohne den eigenen Tod in Kauf zu nehmen. Ich für meinen Teil halte nicht sehr viel von solchen Geschäften. Nun?«

»Und wenn ich mich weigere?« fragte ich. »Möglicherweise ist mir mein eigenes Leben nicht so viel wert wie dir das deine?«

»Humbug«, schnappte Dagon. »Du vergißt immer wieder, daß ich weiß, was du denkst, Robert Craven. Aber ich habe mit deiner Narrheit gerechnet. Deine Freunde befinden sich in meiner Gewalt. Vielleicht bist du wirklich verrückt genug, dein eigenes Leben fortzuwerfen... aber das deiner Freunde?« Er lachte böse und schüttelte den Kopf. »Gib mir dein Wort, mich an Bord der DAGON zu begleiten, und sie können gehen. Wenn nicht, überlasse ich sie ihnen.«

Damit hob er die Hand, und hinter einem Vorhang trat... etwas hervor.

Ich hatte Furchtbares erwartet, aber der Anblick überstieg selbst meine Vorstellungskraft.

Das Wesen sah aus wie eine gräßliche Kreuzung zwischen einem Menschen und einer Kaulquappe. Es war eines von Dagons Kindern,

aber es war in einem Entwicklungsstadium, das viel fortgeschrittener war als das derer, die ich bisher zu Gesicht bekommen hatte.

Es war größer als Rowlf und bewegte sich auf zwei kräftigen, froschartigen Beinen vorwärts. Sein Körper war gerippt wie die Kautschukschläuche meines Atemgerätes, und der monströse Schädel wuchs ohne sichtbaren Hals direkt daraus hervor: eine furchterregende Halbkugel mit einem geschlitzten Maul, zwei dünnen, wie senkrechte Wunden wirkenden Nasenöffnungen und beinahe faustgroßen, gelblichen Augen. Dicht unter dem Schädel wuchsen zwei Arme aus seinem Balg, lang und kräftig wie die von Gorillas und in furchteinflößenden Krallen endend.

Das schlimmste aber war der Blick seiner Augen. Es waren, trotz allem, die Augen eines denkenden Wesens, keiner stumpfsinnigen Kreatur. In dem gelben Glühen der riesigen Pupillen loderte eine tückische, berechnende Intelligenz.

Ich unterdrückte mit Mühe ein Stöhnen. »Ist... ist das das Paradies, das du Jennifer und ihren Leuten versprochen hast?« fragte ich.

Dagon schürzte die Lippen. »Was geht es dich an?« fragte er. »Ich sehe, mein Diener hat seine Wirkung auf dich nicht verfehlt. Nun – wie entscheidest du dich?«

Ich wollte antworten, aber Dagon schüttelte den Kopf und sprach schnell weiter: »Bedenke, daß ich deine Gedanken lese, bevor du antwortest, Robert Craven. Du kannst mich nicht belügen oder hintergehen. Deine Freunde werden frei sein, wenn du es willst. Oder sie werden sterben. Einen schlimmeren Tod, als du ihn dir auch nur vorstellen kannst.«

»Du... du Ungeheuer«, murmelte ich.

Dagon lächelte. »Danke für das Kompliment Aber das ist keine Antwort, mit der ich etwas anfangen kann.«

Ich schwieg verbissen, aber im Grunde wußte Dagon die Antwort bereits. Ich konnte Nemo und seine Männer nicht in die Hände dieser... dieser Kreaturen fallen lassen. Selbst wenn es mein eigenes Leben kostete.

»Und... Howard?« fragte ich.

»Was soll mit ihm sein?« fragte Dagon. »Er wird frei sein, wie die anderen. Oder tot.«

»Du weißt genau, was ich meine«, sagte ich mühsam. »Rowlf und er sind dem Tode geweiht. So oder so. Ich verlange ihr Leben, wenn ich dir helfen soll.«

»Du hast nichts zu verlangen«, sagte Dagon kalt. »Es ist nicht meine Schuld, wenn sie sterben.«

»Aber du kannst es verhindern!« begehrte ich auf. »Du hast die Macht, aus lebenden Wesen Kreaturen wie diese zu machen. Du hast die Macht, Menschen Wasser atmen zu lassen.«

»Das ist richtig«, sagte Dagon. »Aber ich habe nicht die Macht, den Tod zu besiegen. Ich –«

»Hilf ihnen«, unterbrach ich ihn. »Rette sie, oder wir gehen alle zusammen zum Teufel. Ich meine es ernst, Dagon.«

Und in diesem Moment meinte ich es wirklich so. Dagon erkannte es im gleichen Augenblick, in dem er meine Gedanken las. Ich dachte weder an Nemo noch seine Männer noch an Several oder die Bewohner von Firth'en Lachlayn, sondern nur noch an Howard und Rowlf, die beiden einzigen Menschen auf der Welt, die mir geblieben waren. Und ich wußte, daß Dagon die Macht hatte, ihnen zu helfen. Er war vielleicht kein Gott, sondern wirklich nur der Dämon, als den ich ihn Jennifer gegenüber bezeichnet hatte, aber wenn dies ein Unterschied war, dann einer, der vom Standpunkt der Menschen aus nur rhetorischer Natur sein konnte. Seine Macht war die eines Gottes.

Dann nickte er. »Gut«, sagte er. »Der Handel gilt. Das Leben der Männer auf der NAUTILUS und deiner beiden Freunde gegen deines. Schlag ein, Robert Craven – das macht ihr Menschen doch so, um einen Handel zu besiegeln, oder?«

Und damit trat er auf mich zu und streckte mir seine schwimmhautbewehrte Hand entgegen.

Nach einer Ewigkeit löste ich mich von meinem Platz unter der Tür, ging auf ihn zu und ergriff seine Hand. Das Gefühl war nicht einmal so unangenehm, wie ich erwartet hatte: seine Haut war trocken und kühl und fühlte sich viel mehr wie die einer Schlange an als die eines Fisches.

»Es gilt, Robert Craven«, sagte er noch einmal.

Ich nickte. »Es gilt«, bestätigte ich.

Und dabei hatte ich das immer stärker werdende Gefühl, meine Seele einem Wesen verschrieben zu haben, das tausendmal schlimmer als der Teufel war.

ENDE DES DRITTEN TEILES

Und in vierzehn

Tagen lesen Sie:

Sieben Siegel fesseln den Tod.

Sieben Siegel behüten das Chaos.

Die SIEBEN SIEGEL DER MACHT.

Versuche nicht, sie zu erbrechen, Sterblicher, denn Zerstörung wird die Rache, ewige Verdammnis dein Lohn sein! Fügst du die SIEGEL DER MACHT zusammen, so ist dein blauer Planet verloren…

Die Prophezeiung

Die Jagd auf das erste der Sieben Siegel beginnt! Und Robert Craven ringt mit den Göttern des Chaos.